Dem Septimaner

Adolf Ludwig Schmetzer

wurde als

Zeichen vorzüglicher Zufriedenheit

aller Lehrer

mit seinem Betragen und Fleisse

dieses Buch

bei der

Progressions-Feierlichkeit im Gymnasium

zu

Frankfurt am Main

am 7. April 1865

als zuerkannter erster Preis

öffentlich eingehändigt.

Jugend-Bibliothek

des

griechischen und deutschen Alterthums.

Herausgegeben

von

Dr. Friedr. Aug. Eckstein.

Zehnter Band.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1861.

Erzählungen

aus

der alten deutschen Welt

für

Jung und Alt

von

[arl] [ilhelm]

K. W. Osterwald,

Professor und Conrector am Gymnasium zu Merseburg.

Vierter Theil:

König Rother. Engelhard.

Zweite Auflage.

Halle,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1861.

Dem Andenken

Dr. H. A. Niemeyer's,

weiland Directors der Franckeschen Stiftungen, Professors der Theologie, Ritter rc.,

gewidmet.

Inhalt.

I. König Rother.

II. Engelhard.

König Rother.

I. König Rother's Brautwerber.

Vor langen Zeiten saß am Westmeere in der welschen Stadt zu Bari in Apulien ein König aus deutschem Blute, der war Rother geheißen. Derselbe lebte dort mit großen Ehren, und es dienten ihm von anderen Herren zwei und siebenzig Könige und Fürsten, also daß er der allergewaltigste Mann war, der da zu Rom jemals die Krone empfangen hatte. Und so standen auch an seinem Hofe alle Dinge ehrenvoll und geziemlich, und es mangelte ihm an keinem Gute bis auf eins, das Manche über alle Güter schätzten: denn er hatte keine Frau.

Darum fanden sich auch unter den Grafen und Herren, die da bei Hofe waren, Etliche, denen das Wesen nicht also schien, wie es sein sollte: es wäre schier gegen die rechte Art und Ordnung, meinten sie, wenn sie ihr Erbe ohne Herrin bauen sollten, und es däuchte sie billig und gerecht, daß ein so großer und tapferer Volksherr, dem alle die Reiche unterthan wären und so mancher edle Mann dazu, eine Frau nähme, die ihm zur Gattin und Königin gezieme. Denn zu geschweigen aller andern Mängel und Mißstände, die ein Königshof ohne Königin habe, so wäre es doch ohne Zweifel ein übel Ding, wenn ihr Herr und König

ohne Erben verscheiden müßte, und würden sie alsdann in tödtlicher Verlegenheit sein, wem sie die Krone zu Rom hinfort geben und gönnen sollten.

Solches und manches Andere verfehlten sie nicht dem Könige Rother bescheiden vorzustellen und sie vereinigten ihre Bitten dahin, daß er sein lediges Leben aufgeben und dem Lande zu einer Königin verhelfen möge.

Rother hörte seine getreuen Grafen und Herzöge in Gnaden an und zürnete nicht, wie Mancher wohl befürchtet hatte, sondern antwortete freundlich und leutseligen Mundes: „Liebe Freunde, ich folgte gern eurem Rathe und wünschte selbst von Herzen ein schönes Weib, das von ganzem Adel wäre und einem starken Könige und Herzoge zur Frau geziemte: aber ich weiß dahier und in der Nähe nirgend eine, die mir so wohl gefiele, daß ihr sie alle loben könntet. Soll ich aber eines fremden Königs Tochter freien, so fürchte ich sehr, daß es übel auslaufe und daß ich es mit meinem Leben büße.“

Da traten die Fürsten und Volksdegen zusammen und pflogen Rathes unter einander, und war da unter den Jüngeren nicht einer, der nicht den älteren Herren die Ehre gegönnt und edlen Anstand gegen sie bewahret hätte: und wiederum zürneten die Alten auch nicht, wenn ein Jüngerer mit Klugheit zu sprechen wußte, sondern was weise schien und der Sache angemessen, das hörten sie Alle an und erwogen es mit Bedacht. Darum war auch der Rath, den sie hielten, nicht ohne Nutzen und Erfolg, und als sie nachher wieder vor den König traten, so wußten sie, was sie zu sagen hatten.

Es war aber unter den Grafen ein tapferer Held, ein Sohn Berthers, des Herzogs von Meran, der hatte des Königs Ehre schon oftmals mit seiner Klugheit wahrgenommen und allezeit seinem Herrn nach Kräften geholfen und gedient. Darum stand er auch in großem Ansehn und war des Königs Rathgeber in allen wichtigen Dingen, wobei er seine Treue so sorgsam hütete, wie er es von seinem alten Vater Berther gelernt hatte.

An ihn wandten sich auch jetzt die versammelten Grafen des Reichs und fragten ihn um seinen Rath.

Leupold, so hieß der getreue Mann, bedachte sich nicht allzulange und antwortete: „Wenn der König, unser Herr, mir folgen wollte, so weiß ich ostwärts über der See eines reichen Königs Tochter. Sie ist über die Maßen schön und leuchtet aus dem Gefolge hervor, wie die lichten Sterne am dunkeln Himmelsgrunde, und glänzt unter allen Frauen, recht wie das Gold glänzt, das auf ein seidenes Gewand gestickt ist. So ist kein Zweifel, daß ihre Wohlgestalt und Schönheit einem hohen Herren wohlgefallen müsse, und von Adel der Geburt ist sie gewiß des edelsten Königs in alle Wege würdig.“

Als Leupold solches Lob von der fremden Königstochter anstimmte, ließen ihn die andern Grafen nicht weiter reden, sondern baten ihn inständig, ihres Vaters Namen zu nennen, damit sie wüßten, wo eine so edle Herrin zu erfragen und zu erbitten sei.

Da sagte Leupold: „Constantin heißt ihr Vater, und er sitzet mit großer Macht und Ehre zu Constantinopel, der weltberühmten Stadt.“

„Wohlan!" riefen alle die Andern wie mit einer Stimme, „so soll sie unsre Königin werden, wenn König Rother unserm Rathe folgt."

„Sie verdient es," erwiederte Leupold; „aber meine Freunde, glaubet nicht, daß sie so leicht zu erwerben sei. Denn das schwöre ich euch bei dem Namen des allmächtigen Gottes, daß noch kein König oder Herzog um sie geworben hat, ohne das Leben zu verlieren. Ihr seht also, es steht gefährlich um sie, und ich weiß nicht, ob es wohlgethan ist, so wir unserm König und Herren rathen wollen, sich in so schlimme Gefahr zu begeben."

„Wohl gesprochen!" rief der Markgraf Hermann, „aber glaubst du nicht, Leupold, daß unser König die Gefahr mit seinem Muthe und seiner Mannen Beistand kühn und sieghaft überstehen wird?"

Leupold antwortete, es sei ferne von ihm, an dem Muthe des Königs oder an der Treue seiner Mannen zu zweifeln, und wenn Gott seinen Segen dazu geben wolle, so würde das Wagniß gewiß ohne Unglück bestanden werden.

„Wohlan," riefen die Andern, „so wollen wir's wagen und dem Könige vorstellen, was für eine herrliche Königin in Constantinopel für ihn gewachsen ist."

Zugleich wählten sie den Markgrafen Hermann zu ihrem Sprecher und schickten ihn ab an den König Rother, daß er ihm Alles sagen sollte, was er von Constantins schönem Töchterlein vernommen hätte.

Hermann that, wie ihm aufgetragen war, Rother aber hörte aufmerksam zu und war sichtlich erfreut,

als er das Lob der schönen Königstochter vernahm. Als aber Hermann geendet hatte, fragte ihn der König, ob er auch schon nachgesonnen hätte, wer als Bote nach Constantinopel gehen könnte, um für ihn um die schöne Jungfrau zu werben?

„Wohl habe ich das," sagte Hermann, und freute sich im Stillen, einen Andern vorschlagen zu können, statt selbst die gefährliche Ehre zu übernehmen, „wohl habe ich darüber nachgesonnen und kann dir den Mann nennen, der dir so herzlich zugethan und ergeben ist, daß er thut, was du verlangst, und der auch am Besten von uns Allen weiß, wie es um das edle Fräulein steht. Kein Anderer als Leupold ist geschickt und würdig zu diesem hohen Botendienste. Darum wenn du ihn deshalb angehst, so sei gewiß, daß er dir auf das Treueste um das Fräulein wirbt."

Hätte es sich um etwas Anderes als eine Brautwerbung gehandelt, so hätte Rother die Gefahr lieber dem Markgrafen gegönnt, als seinem vielgetreuen Leupold; da jedoch die Erzählung von der schönen Jungfrau großen Eindruck auf ihn gemacht hatte und ihm wirklich an einem treuen und muthigen Boten gelegen war, so schickte er schnell zu Leupold und ließ ihn zu sich entbieten.

Leupold erschien, sobald er konnte, und ward von seinem Herren auf's Beste empfangen. Darnach aber zögerte Rother nicht mit seinem Auftrage.

„Um großer Noth willen," sagte er, „habe ich nach dir gesendet, du tapferer Held, denn mir ist von einem Fräulein gesagt, das über die Maßen schön ist

und mir zu einem rechten Weibe geziemlich. Nun hilf mir zu meinen Ehren und wirb mir um dasselbe Fräulein, das schöne Königskind von Constantinopel, denn sie sagen, daß du der Beste dazu seiest und es mir zu Liebe, wie um deiner eigenen Tapferkeit willen wohl ausrichten mögest."

Da antwortete Leupold, wie es sein treuer Sinn ihm eingab: „Herr, du hast nicht nöthig, mich so weit zu mahnen, deine Ehre ist mir so lieb, daß ich dir die Botschaft ausrichte, so treu als ich kann, oder ich verliere das Leben. Nun bitte ich dich aber, laß Herren herbeikommen, die du mit Ehren aus diesen Landen entsenden kannst: elf reiche Grafen, der zwölfte bin ich selbst. Jeder der Grafen aber möge zwölf herrliche Ritter mit sich führen, die alle so gekleidet und gerüstet sind, daß wir ohne Schimpf am Hofe eines fremden Königs erscheinen können."

Rother stand nicht an, dem Rathe des getreuen Leupold zu folgen. Er sandte seine Boten in die Lande seiner Mannen und berief seinen Hof. Die Mannen aber, Könige, Herzöge und Grafen, zeigten sich nicht säumig, sondern stellten sich alle bei ihrem Herren ein, wie er gewünschet hatte.

Das war eine Pracht, als alle die reichen und mächtigen Herren versammelt waren und ihren Glanz bei Hofe zeigten! Doch wie glänzend und herrlich sie auch waren, gegen Rother waren sie doch nur gleichwie die Sterne gegen die Sonne, von der sie das Licht empfangen, und um welche sich ihre Bahnen drehen.

Rother theilte ihnen mit, aus welchem Grunde er sie zu sich beschieden hätte.

Da rief mancher schnelle Degen: „Herr, wollt ihr mich an das Ende der Welt senden, so widerspreche ich dem um keines Mannes willen, denn mit Hand und Herz und auf Tod und Leben sollen wir Alle euch unterthan und gehorsam sein.“

Solchen guten Willen lobte Rother mit großer Freundlichkeit; weil aber Leupold die Hauptsache der Botschaft übernommen hatte, so wurde ihm billig auch die Wahl seiner Begleiter überlassen, und er las aus der Zahl derer, so sich freiwillig und gern zu der gefährlichen Reise gemeldet hatten, elf kühne und muthige Grafen aus, unter denen sein eigener Bruder Erwin war, ein Held stattlich von Muth und Mienen und streitfertig vom Scheitel bis zur Zehe.

Alsbald, da die Grafen ausgewählt waren, rüstete jeder von ihnen seine zwölf Ritter theils mit eigenem Gelde aus, theils mit der kostbaren Königsgabe, die Rother reichlich und mit Freuden spendete.

Es war ein prächtiger Anblick, die ganze Schaar der ritterlichen Boten in ihren glänzenden Rüstungen auf den schneeweißen Rossen zu sehen, auf denen sie sich fahrtbegierig und thatenlustig tummelten.

Leupold ließ sie nicht allzulange auf dem Hofe warten. Er hatte schon Alles zur Abreise vorbereitet und die Schiffe ausgerüstet, auf denen sie über den breiten Meeresrücken fahren wollten.

Als er nun beim Könige um Urlaub bat für sich und seine Genossen, da machte sich Rother auf,

den treuen Mann bis an's Gestade zu begleiten, und mit ihm ritten alle die andern Fürsten und Grafen, die noch bei Hofe waren. Das war wohl ein fröhlicher Zug, denn jeder dachte an das Ziel der Botschaft, die über das Meer gehn sollte, und an die liebliche Zukunft, die für den König des Landes geworben und gewonnen werden sollte; und wenn auch hie und da ein Bedenken gegen den glücklichen Erfolg der Reise aufstieg, oder eine Sorge sich regte um das Wohl der Scheidenden, so ward sie absichtlich unterdrückt, und weithin war nichts zu vernehmen, als lustiges Jubeln und fröhliches Jauchzen.

Wiewohl, ganz zu ersticken waren die ernsten Sorgen doch nicht, zumal als der Zug der See nahe kam, und in den rauschenden Wellen der unermeßlichen Wasserweite alle Möglichkeiten einer gefahrvollen Reise drohend auf und niederwogten.

Darum wurden sie auch stiller, je näher sie dem Meere kamen, und als endlich der Augenblick da war, indem die Boten die Schiffe besteigen sollten, da war von dem früheren Jauchzen und Jubeln nicht mehr viel zu vernehmen.

Schon wollte Leupold das Zeichen zum Einsteigen geben, da winkete ihm König Rother und bat ihn und seine Fahrgesellen, noch eine Weile zu warten. Zugleich hatte er einen Diener beauftragt, ihm eine Harfe zu bringen, und als das geschehen war, bat er alle die Herren, die über das Meer fahren wollten, um ihm die Braut werben zu helfen, daß sie sich in einen Kreis stellten und ihm zuhörten. Darauf

spielte er ihnen drei Singweisen vor, deren Kraft und Trost sie später noch mit Freuden vermerken sollten.

„Kommt ihr jemals,“ sagte er, „in irgend welche Noth und Gefahr, so sollt ihr meiner versichert sein und meine helfende Nähe erkennen, wo auch immer diese Singweisen an euer Ohr rühren.“

Die Herren wußten nicht, was sie dazu sagen sollten, denn sie ahneten nicht, was Rother schon damals sich vorgenommen hatte für den Fall, daß seine lieben Freunde und Mannen in große Leibes- und Lebensnoth gerathen sollten. Das aber wußten sie Alle, daß ihr König ein guter und freundlicher Herr war, und waren darum Alle ohne Ausnahme mit Freuden bereit, ihr Leben für ihn in die Schanze zu schlagen. Und mit solchen Gesinnungen nahmen sie Abschied von ihm und seinem Gefolge und stiegen auf die Schiffe.

Da erhuben sie ihren Reiseruf, da stießen sie vom Lande ab, da rauschten die Segel und starkmuthig schwammen sie dahin in die weite Meeresfluth.

König Rother aber stand noch lange am Gestade und schaute ihnen gedankenvoll nach und bat den allguten und mächtigen Gott demüthiglich, daß er ihm seine getreuen Boten gnädig wieder heimsenden möge.

„Wer dann auch immer Schätze begehrt,“ sagte er, „dem will ich sie zahllos und mit Freuden geben; will er aber Städte oder Land, so gebe ich ihm so viel in seine Macht, bis es ihm selber genug dünken muß. Wie gerne will ich das thun und meine Herzenstreue mit meinem eigenen Schwerte erhärten!“

Doch lassen wir jetzt den guten König Rother eine Weile und folgen seinen stattlichen Boten auf ihrer Fahrt.

Ihnen waren Wind und Wetter günstig, also daß sie ihren Lauf nach Wunsch und Willen richten konnten und nach nicht langer Zeit in das fremde Griechenland gelangten und Constantins weitberühmte Stadt vor sich sahen.

II. Rothers Boten in Constantinopel.

Als sie gelandet waren, bat Leupold einen Kaufmann, so lange auf das Schiff zu gehen und dort zu wachen, bis sie vom Hofe des Königs zurückgekehrt sein würden, dann wollte er ihm für alle seine Dienste reichlich und freundlich lohnen. Um ihn aber williger zu machen, gab er ihm im Voraus einen köstlichen Mantel, reich verziert und mit edlen Gesteinen besetzt, der an Pracht denen nicht nachstand, in welche die edlen Grafen und Herren gekleidet waren.

Der Kaufmann war über solche Freigebigkeit hoch erfreut und sagte Alles zu, was man von ihm verlangte. Drei Tage und drei Nächte wollte er unausgesetzt des Schiffes hüten, die Herren möchten reiten oder gehen, wohin es ihnen beliebte.

Da machten sich die edlen Königsboten bereit, an den Hof Constantins zu reiten, und sie waren so herrlich gekleidet, daß nie schönere und reichere Boten an Jemandes Hof gekommen waren. Ihre lang herabwallenden Mäntel strahlten von Gold und Edelsteinen, und an den kunstvollen Bilderwerken, die hineingewirkt

waren, konnte man sich nicht satt sehn, so schön und zierlich waren sie. Und wie sie selbst, so waren auch ihre edlen Rosse geschmückt: mit Sammt und Seide waren die Sättel belegt, und die klingenden Sattelschellen waren aus purem Golde.

Kein Wunder daher, daß es ein gewaltiges Aufsehen gab, als die stattlichen Helden in den Hof Constantins einritten, denn solche Pracht war selbst in Constantinopel unerhört. Das Staunen war so groß, daß man beinah vergessen hätte, den herrlichen Gästen die nöthigen Ehren zu erweisen. Doch zur rechten Zeit noch besannen sich die Diener Constantins auf ihre Pflicht und sprangen dienstbeflissen hinzu und hielten die Rosse und halfen den Gästen beim Absteigen. Die aber stiegen ab und schaarten sich in schöner Ordnung zusammen und schritten mit edlem Anstand, wie er des freien Ritters würdig ist, auf dem Hofe einher.

Da hättet ihr die Menge der Gaffer sehen sollen, wie sie lange Hälse machten und große Augen, und jedem Schritte der stolzen Fremdlinge nachschauten, und Schnitt und Farbe ihrer Gewande prüften und den Werth ihrer Kostbarkeiten bei sich überschlugen, damit sie das Alles den neugierigen Frauen und Fräulein des Hofes hinterbringen und sich dadurch einen freundlichen Dank bei ihnen verdienen könnten.

Inzwischen wurde dem Könige Constantin gemeldet, daß da auf seinem Hofe eine herrliche Ritterschaft angekommen wäre. Stolz wie er war, that der König, als achtete er der Botschaft nicht, aber die Königin, seine Gemahlin, redete ihm zu, daß er die

edlen Fremdlinge und den, der sie gesandt, ehren und achten sollte.

„Nun stehet auf," sagte sie, „stehet auf, mein Herr und Gemahl, und empfanget die Gäste, wie es gebührlich ist. Was da von ihnen gesagt wird, von ihrem Anstand wie von der Pracht ihrer Gewande, das klingt so schön und gut, daß ich wohl wissen möchte, von wannen sie in unser Land gekommen sind. Aber wer sie auch gesandt haben möge, ohne Zweifel ist er ein stattlicher und mächtiger Fürst und verdienet wohl, daß seine Boten nach Gebühr empfangen werden."

„Ei nun!" erwiederte Constantin, „er wird doch nicht so mächtig sein, daß ich mich vor ihm fürchten soll? Was wird es sein mit dieser Botschaft? Ich denke, sie wird den alten gleichen, die mich zum Ueberdruß dahier in meiner Burg belästigt haben!"

„Um Gott!" sagte die Königin, „und wenn denn ihre Botschaft keine andere ist, als die alte, die dich stets in Harnisch gebracht hat, o so gieb den edlen Boten diesmal nicht deine gewöhnliche Antwort. Denn wahrlich! sie scheinen solcher Sprache nicht gewohnt!"

„Sieh nur," sagte sie, indem sie ihren Gemahl zu sich rief, „sieh nur die Pracht und Feinheit der Fremdlinge! Noch nimmer sind so wonnereiche Gäste an deinen Hof gekommen!"

„Wenn sie mir nur auch Wonne bringen wollten statt des bösen Verdrusses," sagte Constantin. „Inzwischen wollen wir sie nicht auf dem Hofe stehen lassen, sondern des Wirthes Amt bei ihnen vertreten."

Damit ging er in den Hof, um die Helden zu empfangen, und die Königin folgte ihm nach. Mit stolzer Würde bot Constantin den Fremdlingen den Willkommen, desto freundlicher aber verneigte sich die Königin, um mit weiblicher Anmuth den herben Hochmuth ihres Gemahls zu mildern.

König Rothers Boten dankten in der edelsten Weise und mit so zierlichen Reden und Gebärden, daß Alle, die da zuschauten und zuhörten, bezaubert waren von solcher Feinheit und wohl wünschten, daß König Constantin diesmal eine Ausnahme machen möchte von seiner grimmigen Art, fremde Königsboten zu bescheiden.

Niemand wünschte das eifriger, als Herlinde, die alte Amme und Vertraute der schönen Königstochter, die dem ganzen Auftritt mit Bewunderung zuschaute.

„Von wannen auch diese Herren gekommen sind," sagte sie, „das ist ein wunderreiches Land, das solche Helden sendet, und wollte Gott, daß unsere Augen den König sehen, von dem diese Boten sind."

Und rasch ging sie zu der schönen Prinzessin, um ihr Alles zu hinterbringen, was sie gesehen und gehört.

Constantin aber ließ die Boten auf den Königssaal kommen und ließ es an Nichts fehlen, was seinen Glanz und seine Macht den Fremdlingen beweisen konnte. Doch die Boten achteten aller Dinge wenig außer dem einen, wie sie ihre Werbung im Namen ihres Königs vorbringen könnten. Darum, sobald ein günstiger Augenblick gekommen zu sein schien, trat Leupold vor und sprach:

„Wolle es dir nun gefallen, großmächtiger König, die Botschaft meines Herren anzuhören, um derentwillen ich mit meinen Gesellen in dieses Land gekommen bin, damit ich dir sage, o Herr, was ein reicher König dir entbietet. Er ist aber der allerschönste Mann, der je von einem Weibe geboren ward, und seine Macht ist nicht geringer, als seine Schönheit. Viele Volksschaaren sind ihm unterthan, und viele streitbare Helden dienen ihm mit Freuden. An seinem Hofe ist täglich Festjubel und Freudenschall und was ein Ritter zu einem würdigen und erquicklichen Leben sich wünschet, seien es blanke Waffen oder edle Rosse, seien es stattliche Heergesellen oder liebliche Edelfräulein, das findet er Alles am Königshofe meines Herren, dem keinerlei Königs= oder Rittertugend fremd ist. Darum kannst du wohl seine Botschaft anhören, ohne deiner eigenen Königsehre etwas zu vergeben."

Constantin antwortete: „Um deines Herren und um deiner selbst willen soll dir erlaubt sein, was du begehrst. Du scheinst mir ein geziemlicher Mann zu sein, darum bringe dein Gewerbe nach deinem Willen an und rede, wie dir befohlen ist."

Da hub Leupold abermals an und sprach: „Nun so vernimm meine Bitte in Gnaden, König Constantin! Mein Herr begehrt deine Tochter zur Frau und Königin. Er ist Rother geheißen und sitzt westwärts über dem Meere. Wie er selbst ein reicher und mächtiger König ist, so wünscht er deine Tochter zu einer schönen Königin zu haben, und will das Gott vom Himmel, daß sie beide zusammen kommen,

so kann ein Weib nie bessere Wonne an einem Manne gewinnen."

Leupold hatte ausgeredet und schaute nun auf nach dem Gesichte des Königs, ob er sich einer gnädigen Antwort zu versehen hätte. Aber Constantins Antlitz sah nicht nach Gnaden aus. Seine Augen rollten zornfunkelnd, und seine Stirne glühte von Ingrimm. Und diesen Anzeichen entsprachen auch seine Worte, auf die er nicht allzulange warten ließ.

„Verflucht," sagte er, „daß ich dir deine Rede erlaubt habe! Hättest du sie nicht klüglich befürwortet, wahrlich! du sähest das Licht des Tags nimmermehr, denn nimmer hat ein Mann um meine Tochter gebeten, ohne den Kopf zu verlieren. Wäre mein Brauch und mein Wille von der Art, daß ich sie einem Manne auf Erden dahingäbe, wohlan, so wollte ich sie deinem Herren mit Ehren hinsenden. Aber da sei Gott vor, daß ich von meinem Willen lasse. Ich gebe sie nimmer fort! Ihr aber seid froh, daß ihr mit dem Leben davon kommt; denn wenn ich an euch handeln wollte, wie es bisher mein Brauch gewesen ist, so ließe ich euch zur Stunde die Köpfe vor die Füße legen. Solch üblen Dinges sollt ihr freilich erlassen sein, doch seid ihr allesammt meine Gefangenen und sehet das Reich eures Herren bei euren Lebzeiten nimmer wieder!"

Auf einen Wink Constantins traten seine Diener hinzu und ergriffen die edlen Herren und warfen sie in einen tiefen Kerker, wohin weder die helle Sonne sah, noch der lichte Mond. Da waren die guten Helden in gar trauriger Mühsal, und die daheim in reichen

Freuden und kostbarem Ueberfluß gelebt hatten, mußten hier mit dem bittern Hunger kämpfen und waren oft genug dem Tode nahe. Denn außer dem, daß ihnen kümmerliche Leibesnahrung geboten wurde, hatten sie auch vom Frost und von der Feuchtigkeit des argen Kerkers vielen Jammer auszustehn. Darum war es nicht zu verwundern, daß Mancher von ihnen mit Thränen seinen edlen Leib benetzte und in seiner Noth gänzlich daran verzweifelte, daß der allmächtige und barmherzige Gott sie jemals wieder aus diesem Herzeleid befreien würde.

„O Wehe und aber Wehe!“ klagte der junge Erwin, „wie lange soll diese Qual dauern? Und wer hilft nun daheim den lieben Unsrigen, denen wir um Gottes willen unsre Liebe und unsre Hülfe schuldig sind? Und wem soll unser Erbe nun anheimfallen?“

Da tröstete ihn sein Bruder Leupold und sagte: „Der den ersten Menschen geschaffen hat und die Welt von Anbeginn regiert und lenket bis auf diesen Tag, der Gott der Gnade und Barmherzigkeit, wird bei uns sein und uns aus dieser Noth erretten.“

Da fielen sie Alle nieder und kreuzten ihre Hände demüthiglich und fleheten den gütigen Gott an, daß er ihnen seinen gnädigen Beistand nicht versagen wolle. —

Aber was war denn inzwischen aus den reichen Schätzen und Kleinodien geworden, die von den Boten des Königs Rother mitgebracht waren? Die waren alle in den Schatz des Königs Constantin gewandert. Noch an demselben Tage, an welchem die armen Boten in den Kerker geführt wurden, hatte er seinen Mannen

befohlen, die Schätze herbeizuschaffen. Die gehorchten schleunig, und der gute Kaufmann, dem die Bewachung des Schiffes von Leupold übertragen war, konnte gegen die Befehle und Macht der Königsdiener Nichts ausrichten, sondern mußte es ruhig ansehen, wie ein kostbares Kleinod nach dem Andern fortgetragen wurde: seltene Muscheln und Fingerringe, Silber und Gold, kunstvoll verarbeitet, dazu Kleider und Fahnen mit den schönsten Stickereien und Goldverzierungen, und tausende der prachtvollsten Armspangen, welche die Boten alle für die Frauen und Fräulein des fremden Königshofes mitgebracht hatten. Außerdem war noch eine Menge stattlicher Gewaffen und bunter Schilde da und edle Rosse, bei deren Anblick den Rittern Constantins das Herz im Leibe lachte.

Alle diese Schätze wurden nun an den Hof und in die Schatzkammer Constantins gebracht. Der König befahl aber seinem Kämmerer die äußerste Sorgfalt für alle die fremden Kostbarkeiten an und rieth ihm, wenn ihm sein Leben lieb wäre, darauf zu achten, daß Alles unversehrt bliebe, so wie es ihm überliefert wäre. Sollte eins der Rosse sterben, so sollte er sofort ein anderes dafür beschaffen und Alles so verwalten und verwesen, daß es beisammen und unverletzt wäre, wenn man jemals in Versuchung käme, es wieder zurückzugeben.

Der Kämmerer gehorchte ängstlich den Befehlen seines Herren und achtete der Schätze so genau und ließ die Rosse so sorgsam pflegen, daß sie besser daran waren, als ihre guten Herren, die unglücklichen Boten

Rothers, die in dem feuchten kalten Kerker elendiglich dahin siechen mußten.

III. Rothers Rüstung.

Nun waren Jahr und Tag ins Land gegangen, und König Rother hatte noch immer keine Nachricht von seinen braven Boten. Das kümmerte den guten Herren gar sehr, und als nun auch ihre Freunde und Verwandten zu ihm kamen und weinend und wehklagend um seinen Rath fragten, was sie thun sollten und wie sie erfahren könnten, ob jene noch am Leben wären: da ging dem getreuen Könige die Noth der armen Diener so ans Herz, daß er alle Freude und Festlichkeit von sich that und selbst den Umgang mit Menschen mied, um in ernster Einsamkeit und unter dem Beistande Gottes, den er unter heißen Thränen anflehete, über die Rettung seiner lieben Boten nachzudenken.

Drei Tage und drei Nächte hatte er mit Seufzen darüber nachgedacht, endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben, der seiner königlichen Art und Ehre würdig sei, und er schickte nach dem alten Berther, dem Herzoge von Meran, Leupolds treuem und bewährten Vater, an den er sich auch sonst vielmals in den wichtigsten Dingen gewendet hatte.

Als Berther gekommen war, klagte Rother ihm unter bittern Thränen sein Leid und bat ihn um seinen Rath, wie er über das Meer in die Stadt Constantins gelangen könnte. „Denn das wisse der allmächtige Gott," sagte er, „wenn das Schreckliche geschehen

sein sollte, und Constantin hätte seine Hand an das theure Haupt meiner Boten gelegt, so will ich nicht eher rasten, bis es ihm an das Leben gegangen ist. Denn es kann mir kein größerer Schmerz angethan werden, als den ich um meine lieben Sendboten empfinde."

Da antwortete Berther, und die Thränen rollten ihm bei seinen Worten in seinen greisen Bart: „Mein lieber Herr und König," sagte er, „wenn Einer in euren Landen ein Recht hat, euren Schmerz zu theilen und mit euch um die herrlichen Boten zu jammern, so bin ich es, denn meine besten Söhne sind darunter, und sollte ich grauer alter Mann das erleben, daß sie so jämmerlich zu Tode gekommen wären, so wollte ich doch lieber heut als morgen zur Grube fahren. Aber ich wills noch nicht glauben, will noch nicht sofort verzagen, lieber Herr, sondern lieber der fröhlichen Zuversicht leben, daß der Griechenkönig euren Namen gefürchtet und eure Boten am Leben gelassen hat. Darum ist mein Rath, daß wir mit gewaffneter Hand gegen Griechenland ausziehn und unsern lieben Kindern und Freunden die Freiheit erstreiten. Und wenn ihr gleichen Willen habt, mein König, so will ich der erste sein, der euch folgt, und von meinen Mannen will ich euch tausend streitbare Ritter zur Heerfahrt stellen."

Diese Worte waren dem Könige Rother wie aus dem Herzen gesprochen; er dankete daher dem alten Berther aufs Innigste für seinen guten Willen und Rath und versicherte, daß er Nichts eifriger wünsche,

als eine Heerfahrt in das Land Constantins, um seinen lieben und getreuen Boten die Freiheit zu erkämpfen, jedoch bedürfe es dazu der bedächtigsten Vorsicht, und darum wolle er die Sache dem versammelten Rathe seiner Freunde und Verwandten vorlegen. Hoffentlich würden auch diese mit ihm eines Sinnes sein.

Berther stimmte bei, und der König berief nun eilends den Rath seiner Freunde, in den auch Berther kam. Rother theilte ihnen mit, weshalb er sie berufen habe. „Es gilt," sagte er, „das Leben unserer liebsten Freunde und meine eigene Ehre und Königstreue, die ich meinen Boten schuldig bin. Darum glaube ich auf eure Zustimmung rechnen zu können, wenn ich euch sage, daß ich mit gewaffneter Hand nach Griechenland zu ziehen gedenke, um unsre Freunde zu retten, wenn sie noch zu retten sind, oder um sie zu rächen, wenn Constantin, was Gott verhüten wolle! ihr liebes Haupt freventlich angetastet hätte."

Als der König ausgeredet hatte, lief ein Murmeln durch die Versammlung, und verschiedene Stimmen wurden laut, dafür und dagegen, wie es bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht anders zu erwarten stand, da es die Person des Königs galt und, wie es den Anschein hatte, eine gewaltige Heerfahrt und einen endlosen Krieg.

Doch darin waren Alle einverstanden, daß des Königs, wie des Landes Ehre Rettung oder Rache der Boten heische; nur ein alter Herzog war anderer Meinung und wollte von keiner Heerfahrt wissen, denn das Land könne darüber zu Grunde gehen, und das Wohl

des Ganzen gehe über das Glück des Einzelnen; auch wisse man ja noch gar nicht einmal bestimmt, was aus den Boten geworden sei: es sei ja möglich, daß sie in kurzer Zeit wohlbehalten aus dem fremden Lande wieder heimkehrten.

Als er Solches und Aehnliches vorbrachte und in aller Weise gegen die Heerfahrt redete, da lief dem alten Berther die Galle über, und sein Gesicht röthete sich wie von Blitzen des Zornes, die aus seinen Augen flammten. Denn er gedachte seiner armen Söhne, die, wie er gewiß glaubte, in schnöder Gefangenschaft schmachteten, und nun trat hier, wo es sich um ihre Rettung handelte, einer auf, dem kein Herz für ihre und seine Noth schlug und der die Stirne hatte, seine herzlose Ansicht noch lange vertheidigen zu wollen. Darum schoß dem alten Vater Berther das Blut in die Hände, und nicht mehr Meister seines ingrimmigen Zornes sagte er: „Ja du arger und zaghafter Mann, wie durftest du in diesen Kriegsrath kommen?“ Und dabei schlug er ihm mit der Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus dem Munde quoll, und daß er besinnungslos zu Boden stürzte.

Rother schüttelte zwar ernst das Haupt zu dem ungefügen Schlage seines alten Freundes, aber die Uebrigen konnten die rasche That des beleidigten Vaterherzens, wenn auch nicht billigen, so doch auch nicht verdammen; und so wurde der Geschlagene ohne großes Beileid aus dem Saale getragen. Drei Tage und drei Nächte hatte der am Schlag zu fühlen und lag da, ohne zu hören und zu sprechen. Den Schimpf

aber, der ihm in des Königs Gegenwart angethan war, verwand er sein ganzes Leben lang nicht.

Inzwischen wurde die angefangene Berathung eifrig fortgesetzt. Eine große und allgemeine Heerfahrt schien denn doch mißlich. Wenn nämlich Rother mit einem vollen Heereszuge nach Griechenland käme und den König Constantin mit Krieg überfiele, so könnte, meinten sie, den Freunden dadurch leicht mehr geschadet, als genützt werden. Denn es sei wohl denkbar, daß Constantins Zorn dadurch noch mehr gereizt werde, und daß er dann in der Erbitterung thun könne, was er hoffentlich bis jetzt unterlassen hätte. Hingegen scheine es für die Rettung der Boten viel zweckdienlicher, wenn eine kleinere Schaar kühner Helden über das Meer fahre und die Freunde durch List zu befreien suchte.

Rother billigte diesen Plan sehr. Denn ihm lag eben so sehr daran, die Kräfte seines Landes zu schonen, als seine Getreuen zu retten, zudem reizte ihn selbst die Vorstellung der abenteuerlichen Gefahren, die er bei der Ausführung dieses Planes zu bestehen hoffte, und endlich leuchtete ihm ein, daß er in minder zahlreicher Begleitung ungleich besser als sein eigner Brautwerber auftreten könnte, als wenn er mit feindlichem Heere an den Hof Constantins gezogen käme.

„Wohlan," sagte er, „so will ich selbst in Reckenweise über das Meer fahren, und will mir meine Begleiter auslesen. Der erste bist du, Berther, wenn du noch willig bist, mir zu folgen, und wenn dir diese Fahrt ansteht."

„Ei!“ erwiederte der Alte, „wenn Ihr die Fahrt unternehmt, Herr König, und wenn ich dabei sein darf, so ist sie mir völlig recht und genehm, und ich wünschte nur, daß wir uns heute schon auf den Weg machen könnten!“

Aber so rasch ging das freilich nicht. Denn da war noch Manches zu ordnen und zu bestellen im Hause wie im Reiche des Königs, und mußten ja auch viele edle und kühne Helden erst besendet werden, von denen sich Rother, sei es auf der Fahrt selbst, sei es während seiner Abwesenheit im Reiche, Hülfe und Beistand versprach. Darum wanderten die Boten des Königs nach allen vier Himmelsrichtungen aus, und die große Neuigkeit erscholl weit und breit in allen Landen, daß Rother in Reckenweise über das Meer wollte und dazu die Hülfe seiner Getreuen in Anspruch nähme, sei es für die Fahrt selbst, oder sei es für die Zeit seiner Abwesenheit im Reiche.

Da machten sich Alle auf, an die der Ruf ergangen war, und kurze Zeit verging, so wurden alle Straßen belebt, denn von allen Seiten zogen die Ritter herbei, um bei der Hofversammlung nicht zu fehlen.

Unter den Vorgeladenen war wohl mancher stattliche und herrliche Mann, dessen Gestalt und Ansehn Ehrfurcht verlangte bei Allen, die ihn erblickten; aber alle die Großen und Gewaltigen, die da herbeizogen, mußten doch zurückstehn hinter Einem, der noch nie bei Hofe erschienen war, der aber jetzt dem Rufe Rothers Folge leistete und aus fernem Lande mit

einer Schaar entsetzlicher Mannen herbeieilte. Das war der Riesenkönig Asprian, der an Größe und Stärke des Leibes alle andern Fürsten und Herzöge weit überragte, und dessen Mannen so gewaltige Gesellen waren, daß jeder einzelne von ihnen eine Schaar aufzuwiegen schien. Die Riesen trugen lichte Helme und schneeweiße Panzer, auf das Sorgfältigste gewirkt, als Hauptwaffe trugen sie lange stählene Stangen, außerdem gewaltige Schwerter, und statt der Riemen und Gürtel schwere eiserne Ketten, an denen mächtige Metallknöpfe hingen.

So zogen die Gewaltigen heran, und unter ihren ungefügen Tritten wirbelte der Staub auf. Kein Wunder, daß Rothers Leute erschraken und sich von den seltsamen Gästen keines Heiles versahen. Darum wappneten sie sich schleunig in die lichten Panzerringe und liefen nach ihren Schwertern und zeigten ein kampfmuthiges Gesicht, um die vermeintlichen Feinde von der Burg ihres Königs fern zu halten.

Die Riesen kümmerten sich zwar herzlich wenig um die Zurüstungen, die gegen sie vorgenommen wurden, sondern schwenkten ihre wuchtigen Stahlstangen wie leichte Spazierstöcke und sahen mit großer Seelenruhe auf die kleinen Leute herab, und dachten nicht daran, daß ihnen Kampf und Streit bereitet werden könnte; inzwischen wuchs auf dem Hofe der Lärm und die Bewegung so sehr, daß es am Ende doch zu einem bedauerlichen Streite gekommen wäre, wenn nicht zur rechten Zeit der alte Berther herbeigeeilt und die Aufgeregten beruhigt hätte.

„Wer hat diesen Lärm erhoben?“ rief er, „und wozu soll er nützen? Wenn euch die Gunst eures Königs lieb ist, so lasset die Waffen ruhn und leget alle Feindseligkeit ab.“

„Herr,“ antworteten die Sturmgierigen, „wie kannst du solches von uns fordern, da du doch siehst, daß wir uns gegen die heranrückenden Feinde kampfwüthig wehren müssen, um unser Leben zu behalten.“

Da lachte der alte Herzog und sagte: „Seid nur ruhig, so wird eurem Leben kein Schade geschehen; sie kommen in guter Absicht, die ihr für Feinde haltet. Es ist der König Asprian, der uns seine riesenhaften Mannen zu freundlicher Hülfe herbeiführt.“

Da freuten sich Rothers Mannen und ließen die Waffen ruhn und eilten, die langen Gäste freundlich zu empfangen. Berther aber eilte zum Könige, um ihm die Nachricht von Asprians Ankunft zu bringen. „Herr,“ sagte er, „es sind uns theure und gute Ritter gekommen, die der König Asprian herbeigeführt hat. Es ist eine herrliche kriegerische Schaar, wie sie kein König in der Welt aufzuweisen hat. Wer ihren Zorn erregt hat, der hüte sich vor ihren furchtbaren Stangen, und wenn er auch den Stangen entweicht, sein Leben ist doch keinen Pfennig mehr werth, denn mit dem Schwerte erreichen sie ihn doch. Wenn du von ihnen zwölf Wigande über das Meer führst, so darf uns kein König mit seinem ganzen Gefolge angreifen, ohne das Leben zu verlieren. Darum, mein viel lieber Herr und König, empfange sie nun, wie es deiner Ehre zukommt, und laß den ganzen Hof

zu ihren Diensten stehn, da sie dir zu Nutz' und Hülfe gekommen sind."

Rother folgte dem Rathe seines alten Freundes und eilte, die Riesen wie auch alle die übrigen Fürsten und Mannen, die zu ihm gekommen waren, auf's Beste und Freundlichste zu empfangen und zu begrüßen.

Darnach aber, als sie sich von der Reise erholt hatten und mit Speise und Trank nach Gebühr erquickt waren, versammelte er sie und klagte ihnen seine Noth, die er um seiner treuen Freunde und Boten willen leiden müßte. „Darum," sagte er, „will ich in Reckenweise in das Land der Griechen ziehen und will sehen, wie es um meine guten Mannen stehe, und ob ich sie retten kann oder zur Rache greifen muß."

Da begannen die Herren dicht in den Kreis zu dringen, um zu berathen, was mit dem Reiche geschehen sollte, so lange Rother abwesend wäre. Da schmückte Weisheit ihre Sinne und sie redeten verständig unter einander. Berther, der alte Herzog, sollte ihr König sein, und des Landes pflegen, bis Rother zurückkäme, weil kein Anderer so würdig und edel wäre, die Krone zu behüten und zu bewahren.

Da sprach der alte Berther, als er ihren Wunsch vernommen hatte: „Lieben Freunde, ihr wäret übel berathen, wenn ihr mich zu des Königs Stellvertreter wähltet. Euer Land würde beraubt und verbrannt und die Gränze verheert und verwüstet, und ich würde es nicht hindern, denn ich würde fern sein, da Nichts mich hindern und halten soll, nach Griechenland zu meinen lieben Söhnen zu ziehen. Darum wählt einen

andern Mann, und wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so wählt den edlen Amelgrein, den Herzog von Dengelingen und bittet ihn um seiner Ehre willen, derweilen euer Herr zu sein."

Da hörten die Andern auf die Stimme des alten Berther und baten den Herzog Amelgrein, die Krone zu hüten und das Gericht zu verwalten über Land und Leute Rothers, so lange dieser abwesend sein würde. Amelgrein aber nahm die Krone an und versprach Alles, was man wünschte oder verlangte.

Nun wählte sich König Rother zwölf Herzöge, die ihn auf seiner Fahrt begleiten sollten und jeder Herzog nahm wiederum eine auserlesene Schaar mannhafter Ritter zu sich. So wählte auch König Asprian zwölf aus seiner Riesenschaar, die wohl fähig waren, Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten. Vornehmlich war Einer darunter, der seines Gleichen nicht hatte an furchtbarer Gewalt, denn er war so zornwüthig von Natur, daß man ihn wie einen wilden Löwen binden und an einer Kette führen mußte, damit er nicht am ungehörigen Orte bösen Schaden stiften sollte. Widolt war der Name des furchtbaren Gesellen, den König Asprian vor Zeiten mit Drohen und Bitten gezwungen hatte, sein Dienstmann zu werden, und den er nun mit sich geführt hatte, weil er sich von ihm auf der Fahrt nach Griechenland die besten Dienste versprach.

Zugleich ließ Rother kunstreiche Männer kommen, die sich darauf verstanden, gute und kostbare Geschmeide zu schlagen, die mußten Tagund Nacht

arbeiten, damit es nicht an herrlichen Geschenken fehlte, wenn es vergönnt wäre, den Weg des Friedens in Constantinopel zu betreten.

Als Alles bereit war und eine unermeßliche Fülle köstlicher Schätze auf die Schiffe gebracht war, machte sich Rother auf die Reise. Er befahl dem Herzog Amelgrein Land und Leute in seine Treue, nahm Abschied von den Seinen und ließ die Riesen und die übrigen Mannen einsteigen und stieg selbst ein, nachdem er seine Harfe zu sich genommen hatte. Da blies der Wind lustig in die vollen Segel, da rauschte das Meer unter den Kielen, und voll Muth und Hoffnung fuhren die kühnen Männer in die weite See hinein.

IV. Rother-Dietrich in Constantinopel.

Unterwegs belehrte Rother seine Begleiter, wie sie sich in dem fremden Lande benehmen sollten. Vor Allem komme es darauf an, daß Constantin nicht erfahre, wer er sei und was er bezwecke; darum bitte er sie Alle, seinen wahren Namen sorgfältig zu verschweigen und ihn auf dieser ganzen Reise Dietrich zu nennen. Das gelobten sie Alle mit guten Eiden und nannten ihn hinfort, wie er befohlen hatte, und so wollen auch wir ihn so lange Dietrich nennen, bis es ihm selbst wieder gefallen wird, Rother zu heißen.

Was soll ich nun viel von der Meerfahrt erzählen? Sie dauerte nicht länger, als sie dauern sollte, Wind und Wellen thaten ihr Mögliches, und so kamen die guten Helden nach nicht allzulanger Zeit an das Gestade des fremden Reiches.

Hatten die Unterthanen des Königs Constantin sich früher schon über die Pracht der Boten Rothers über die Maßen verwundert, so fand ihr Staunen jetzt, da sie den Glanz des königlichen Zuges selbst sahen, gar keine Grenze mehr. Haufenweise liefen sie zusammen, um alle die fremden Wunder nach Herzenslust zu bestaunen und zu begaffen. Aber sie sollten ihre Neugierde wenigstens mit einem ängstlichen Schrecken bezahlen.

Sobald nämlich Dietrich mit seinen Begleitern ans Land gestiegen war, rührten sich vor Allen Asprians starke Gesellen, die überkräftigen Riesen, indem sie mit ihren wuchtigen Eisenstangen in der Luft herumfochten, als wären es leichte Spazierstöckchen, und also fechtend schritten sie auf die gaffende Menge los. Die aber war an solche Späße nicht gewohnt, sondern machte schleunig Kehrt um! und rannte mit allen Zeichen des Entsetzens wie besessen zur Stadt zurück.

So verbreitete sich in Constantinopel die Kunde von der Ankunft der fremden Gäste, und es konnte nicht fehlen, daß alsbald auch der König sie erfuhr. Der ihm die Nachricht brachte, ließ es in keiner Weise fehlen, ihm den Eindruck, den die stolzen Ankömmlinge auf ihn gemacht hatten, so furchtbar als möglich zu schildern. Natürlich spielten in dieser Schilderung die Riesen mit ihren schweren Eisenstangen die Hauptrolle, und unter ihnen war es hauptsächlich Widolt, der mit seiner ungeheuerlichen Erscheinung dem Boten die größeste Angst in die Glieder gejagt hatte. „Wäre der entsetzliche Riese," sagte er

„nicht von seinen eigenen Genossen gefesselt gewesen, um seine Wildheit zu zügeln, so wäre ich nun und nimmer mit dem Leben davon gekommen: er hätte mich und alle Städter zu Brei geschlagen!“

König Constantin horchte hoch auf, als er die Botschaft von den seltsamen Gesellen vernahm, und er wollte weiter nach ihrer Zahl und Gestalt forschen, aber die Königin, die Alles mit angehört hatte, kam ihm zuvor und fragte in weiblicher Neugierde, ob denn die fremden Gäste auch stattlich gekleidet wären, und ob sie kostbare Schätze mit sich führten.

„Das könnt ihr glauben!“ antwortete der Städter, „an ausgesuchter Pracht und Herrlichkeit fehlt es weder ihnen, noch ihren Thieren: die Kleider der Helden sind die schönsten, die ich gesehen habe, und flimmern von lauter Gold und Seide, und ihren Rossen sind die Mähnen so mit Edelsteinborten bewunden, daß der Glanz einem wie lauter Sonnenfunkeln in die Augen sticht. Und was sie erst auf den Schiffen haben! Ich habe zwar nur einen raschen Blick auf alle die Herrlichkeit geworfen, und ich möchte den sehen, der Lust gehabt hätte, länger hinzuschauen, wenn ihm die verwetterten Eisenstangen so vor der Nase getanzt hätten, wie mir — aber der eine rasche Blick genügte doch, um mir eine solche Fülle des ausbündigsten Reichthums zu zeigen, daß der herrliche Glanz mir noch immer vor den Augen schimmert.“

Als Constantin das gehört hatte, wiegte er nachdenklich sein Haupt und rieth hin und her, wer wohl die fremden Herren sein möchten. Und er berief seine

Getreuen und fragte sie, was er thun sollte. Ja, da war aber guter Rath theuer! Denn da Constantin ein heftiger Herr war und keinen Widerspruch ertrug, so pflegte es zu geschehen, daß seine Rathgeber, anstatt ihre wahre und aufrichtige Meinung zu sagen, ihm lieber nach dem Munde redeten und Nichts vorbrachten, als was er selbst schon gesagt oder gedacht hatte. Und so schauten sie denn auch diesmal emsiglich nach seinen Mienen, um zu sehen, woher der Wind wehte und welche Ansicht der König selber hätte. Und rede- ten allerlei durch einander, daß die Sache allerdings neu und bedenklich wäre, und daß man nicht allsogleich sagen könnte, was zu thun oder zu lassen.

Als aber Constantin heftiger in sie drang und einen ehrlichen Rath verlangte, so faßte sich einer unter ihnen ein Herz und brachte die Rede auf die armen Boten Rothers, die da elendiglich im Kerker schmachteten. „Herr," sagte er, „du mußt selbst am besten wissen, ob du an den fremden Königsboten nach Recht und Gebühr gehandelt hast, das aber wissen wir alle, daß sie jetzt üble Herberge haben und jäm- merliche Noth leiden. Wie nun, wenn die angekom- menen Fremdlinge die Herren der gefangenen Boten sind? Müssen wir nicht dann ihre Rache fürchten, und wird dann nicht Mancher büßen, der keine Schuld daran gehabt hat? Daran gedenke, o Herr, und glaube nicht, daß in dieser Stadt Männer sind, die den Riesen und ihren fürchterlichen Eisenstangen Widerstand leisten können. Wenn sie um jener Boten willen gekommen sind, so fürchte ich, du hast den Teufel berufen!"

Zur großen Verwunderung der Uebrigen hörte Constantin diese Worte ruhig an, ohne nach seiner Art dazwischen zu fahren, oder jähzornig aufzubrausen. Er mußte also doch wohl etwas von der geäußerten Furcht in seinem Herzen hegen und die Ueberzeugung mit dem Redner theilen, daß große Gefahr bevorstehe. Als aber derselbe fortfahren wollte und Miene machte, einen Antrag auf Freigebung der Gefangenen zu stellen, um so der drohenden Gefahr zuvorzukommen, da zog Constantin die Augenbraunen zusammen und schüttelte sein Haupt so ungnädig und winkte mit der Hand so herrisch und kurz ab, daß der Redner alsbald verstummte, und jeden weiteren guten Rath bei sich behielt.

Constantin aber hatte alle Besorgniß wieder vergessen, sobald er einmal in Zorn gerathen war, und er dünkte sich wieder der allmächtigste König auf Erden zu sein, vor dem sich alle andern Fürsten und Herrscher beugen müßten, wenn er es so wollte. Und in solchem Wahne richtete er sich hoch auf und sprach zu seinem versammelten Rathe die stolzen Worte: „Wer auch immer die fremden Herren sein mögen, sie werden mich nicht anders finden, als vor ihnen Alle, die mich besucht haben. Die Tage des Festes in unserm großen Hippodromoshofe stehen bevor, mögen die Fremdlinge dort erscheinen, und wenn ihre Macht und ihr Reichthum so groß ist, als gerühmt wird, so werden sie desto besser dazu beitragen können, den Glanz und den Ruhm meines eigenen Königshofes zu erhöhen."

Hiermit entließ Constantin seinen Rath und befahl seinen Dienern, zu dem bevorstehenden Feste Alles aufs Glänzendste vorzubereiten.

Inzwischen nahmen die Gerüchte über die unglaubliche Stärke der Fremdlinge so wie über ihre unvergleichliche Pracht eher zu, als ab, und da verlautete, daß der König bis zum Tage des Festes nichts mehr von ihnen hören wollte, so gelangten alle Neuigkeiten hinfort an die Königin. Die nun freute sich zwar, daß sie so viele und so reiche Pracht an ihrem Hofe versammelt sehen sollte, aber zugleich fürchtete sie nicht wenig die Stärke der fremden Helden, wenn sie an Alles gedachte, was ihr eigensinniger Gemahl gegen Recht und Würdigkeit an den Boten fremder Könige gesündigt hatte. Sie ließ daher keine Gelegenheit unversucht, um den harten Sinn des Königs auf ein glimpflicheres Ziel zu richten, damit er nicht durch neuen Hochmuth den Zorn und die Rache der Beleidigten herausfordere.

Aber da war alles Reden umsonst. Constantin blieb dabei, daß er die Fremdlinge beim Feste empfangen und ihnen zeigen werde, was ein König von Constantinopel sei.

„Nun so gebe Gott," dachte die Königin, „daß er ihnen wenigstens was Rechtes zeigt, damit nicht all sein Prahlen jämmerlich zu Schanden werde!"

Das sagte und dachte die Königin, weil sie ihren Gemahl kannte und weil eine dunkle Ahnung sie fürchten ließ, daß Constantins Uebermuth durch die neuen Gäste endlich zu Falle kommen werde.

Und daß diese ihre Furcht nicht unbegründet gewesen sei, das zeigte sich wohl, als der Tag des Festes erschienen war.

Auf dem Hippodromoshofe, der seinen Namen von der königlichen Rennbahn hatte, die auf Griechisch Hippodromos geheißen wird, war Alles aufs Schönste und Prachtvollste eingerichtet, und Constantin saß mit einer solchen Miene auf dem eigens zu diesem Feste errichteten Throne, daß man ihm ansah, er war mit seinem Werke zufrieden und erwartete unterwürfige Huldigung auch von den fremden Gästen, wie stolz sie auch bisher in seinem Lande aufgetreten sein mochten. Und damit es bei dieser Huldigung, die seinem Ansehn neuen Glanz verleihen sollte, nicht an würdigen Zuschauern fehlte, so hatte er aus allen Theilen seines Reiches die edelsten Herzöge und Grafen eingeladen, die nach seiner Meinung staunend erzählen sollten von diesem Tage ihr Leben lang. Nun das traf auch wirklich ein: sie hatten für alle späteren Tage die Hülle und die Fülle zu erzählen von diesem Feste auf dem Hippodromoshofe zu Constantinopel, aber freilich in ganz anderer Weise, als König Constantin erwartet hatte.

Die Stunde kam, da Dietrich und seine Gesellen vor den König beschieden wurden, um ihm aufzuwarten. Die zögerten nicht, sondern schritten männlich und muthig in den Hof und betrugen sich dabei trotz ihrer Pracht und Stärke doch so höflich und bescheiden, daß Constantin schon dachte, er habe das Spiel gewonnen. Darum hatte er auch nichts dagegen, daß die Königin und eine Anzahl edler Herzöge den Fremdlingen freund=

lich entgegen gingen und ihre Höflichkeit zum Willkommen mit anmuthigen Worten und Verneigungen erwiederten.

Als nun aber nach Hofsitte den Gästen die Waffen abgenommen werden sollten, und als Asprian vortrat und den beiden Grafen, die zu diesem Zwecke dastanden, mit freundlichen Gebärden seine gewaltige Eisenstange hinhielt, und als die beiden zwar einen Versuch machten, das ungeheure Gewaffen in Empfang zu nehmen, aber da sie es nicht heben, geschweige denn tragen konnten, sondern bei dem ersten Versuch mitsammt der Stange zu Boden fielen und um ein Haar von ihr wären erschlagen worden: da traten allen Hofleuten Constantins vor Angst die Schweißtropfen auf die Stirne, und es hatte Niemand weiter Lust, den gefährlichen Hofdienst an solchen Gästen zu versehen.

Auch dem Könige lief bei diesem Probestückchen Asprianischer Kraft ein kleiner Schauder über den Rücken, doch faßte er sich so gut er konnte und nahm die würdevollste und unerschrockenste Miene von der Welt an, als er sah, daß Dietrich auf den Thron zuschritt.

Alle schwiegen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Dietrich aber ging vor den König, verneigte sich anmuthig und sprach mit lauter wohlklingender Stimme:

„Großer König, der Ruf deiner Macht und Stärke ist so weit verbreitet und meine Noth ist nun zu meinem Schaden so groß, daß ich dich bitte, du

wollest deinen Ruf zu meinem Besten bewähren und mir beistehn in meinem Elend. Sei gnädig, Constantin, und handle gut an mir armen Manne, denn das bin ich, da ein König mit Namen Rother mich in die Acht gethan hat. Westwärts herrscht er über dem Meere, und seine Gewalt ist von der Art, daß Niemand ihm widerstehen kann. Da er mir sein Reich verbot, so mußte ich es räumen und ich getrauete mir in keinem Lande mein Leben so gut zu bewahren, als hier an deinem Hofe. Denn der Ruhm deiner Macht und Güte erfüllet alle Länder. Darum biete ich dir meinen Dienst an, du aber nimm ihn an und gewähre mir die Gnade, um derentwillen ich hergezogen bin, und stürze mich nicht ins Unglück, o König, denn wenn du meinen Dienst nicht annimmst, so bleibt mir nichts übrig, als dem gewaltigen Könige Rother mein Leben anheimzustellen."

Während Dietrich so vor dem Könige Constantin redete, standen seine Genossen in ehrerbietiger Ferne und schwiegen wie alle die andern, die da zugegen waren. Asprian aber, der Riesenfürst, mochte wohl glauben, daß Dietrich allzu zahm und bescheiden geredet habe, und so wollte er es seinerseits nicht fehlen lassen, den Worten seines Herren den nöthigen Nachdruck zu geben. Darum that er einige Schritte und trat dabei so kräftiglich auf, daß sein Fuß einen Schuh tief und darüber in die Erde sank.

Constantin aber berief, als Dietrich seine Rede geendet hatte, seinen Rath zu sich und überlegte, was dem bittenden Fremdlinge zu antworten sei. „Der

Herr," sagte er, „behauptet, von dem Könige Rother vertrieben zu sein und bittet mich, ihn in meine Dienste zu nehmen, und sagt mir auch, daß er in großer Noth sei, obschon er nicht darnach aussieht. Was wird es also mit dem vertriebenen Manne? Mir ists leid, daß er hergekommen ist, denn seine Gesellen scheinen mir gar verwegene Leute zu sein und haben so absonderliche Arten und Gebräuche, wie sie mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen sind. Seht nur, dort hinten steht einer und tritt so nichtswürdig auf die Erde los, daß ich ihn lieber beim Teufel in der Hölle wünschte, als hier an meinem Hofe."

Die Herren, die um ihren Rath gefragt waren, hatten Asprians seltsames Gebahren schon selbst mit Angst und Schrecken betrachtet, und so war es kein Wunder, daß sie zum Guten redeten und den König baten, mit den ungestümen Fremdlingen sänftiglich zu verfahren. „Wir wissen," sagten sie, „Nichts von dem Könige Rother, dieß aber ist ein erschreckliches Volk, und wir müssen froh sein, wenn wir nur unser Leben vor ihnen bewahren können. Darum bitten wir dich, o König, du wollest sie mit Glimpf und Güte behandeln, so weit es mit deiner Ehre verträglich ist."

„Versteht sich," sagte Constantin, „so weit es mit meiner Ehre verträglich ist. Ei! nicht einen Zoll breit soll mir meine Königsehre geschmälert werden. Ich werde dem stolzen Gaste zu antworten wissen. Man rufe ihn her!"

Während die Grafen gingen, um den Fremden wieder vor den Thron des Königs zu bescheiden, warf

sich Constantin wieder in die Brust, blies die Backen auf und drückte die Augen halb zu, theils weil er nicht Lust hatte, sich abermals durch Asprians unhöfliches Auftreten stören zu lassen, theils auch weil es ihm vornehmer zu sein schien, den fremden Ritter nur mit halben Blicken anzusehn. Und als nun Dietrich wieder vor ihm stand und in edler, ritterlicher Haltung seinen Bescheid erwartete, da redete ihn Constantin mit einem so hochfahrenden Tone an, als ihm irgend möglich war.

„Meine Getreuen," sagte er, „haben mir gerathen, deinem Gesuche in Gnaden zu willfahren. Ich will ihrem Rathe folgen; glaube mir aber: wenn meine Getreuen dagegen geredet hätten, ich würde ihnen gewißlich nicht widersprochen haben. Dem Landflüchtigen, welchen Gott sendet, wird gedienet, wie er es werth ist; wer aber etwa um Herrschaft in dieses Land ausgezogen sein sollte, der ist ein Taugenichts in meinen Augen. Nun, du stolzer und kühner Degen, zeige, wie du gesinnt bist! Ich sehe, dein Zug ist groß und du bist der Oberste deiner Genossen: übergieb sie mir also in meine Gewalt, und es soll dir wohl gehn in meinen Landen. Wir glaubten anfänglich, daß auch du eine schöne Jungfrau begehrtest, die ich mit Sorgen erzogen habe. Wohl dir, daß dem nicht so ist! Denn hättest du meine Tochter verlangt, so hätte ich dir gethan, wie dem Könige Rother, der dich über das Meer getrieben hat. Dessen Macht, wie groß sie auch sei, habe ich bezwungen, denn seine Boten liegen in meinem Kerker gefesselt, und er sieht sie nimmer wieder!"

Also redete Constantin, und er hatte Lust, noch weiter zu reden, denn seine Worte gefielen ihm selbst am besten, und er war nie mit sich selbst zufriedener, als wenn er vor einem Fremden von seinem gewaltigen Ansehn reden konnte. So würde er also auch jetzt noch weiter geredet haben, wenn ihm nicht der unleidliche Asprian wieder einen bedenklichen Strich durch die Rechnung gemacht hätte.

Asprian nämlich, der durchaus keinen Spaß verstand, und den der hochfahrende Ton Constantins schon lange verdrossen hatte, begann bei den letzten drohenden Worten plötzlich seinen Schild zu fassen und Waffen! Waffen! zu rufen. Und trotziglich auf den Thron zuschreitend schrie er mit furchtbarer Stimme: „Gemach! Herr König, und seht euch vor, daß ihr meinen Herrn nicht zu geringschätzig behandelt! Wenn Rothers kühne Helden in eurem Kerker gebunden liegen, so haben sie's freilich nicht von sich abwehren können; wir aber sind zu früh entronnen, um uns hier binden zu lassen. Binden lassen! da muß ich auch dabei sein! und beim allmächtigen Gott, eh' ich mir das gefallen lasse, soll hier mancher ruhmbeladene Held todt liegen, oder meine gute Stange müßte zerbrechen!"

Und dabei schwang der furchtbare Mann seine gute Stange gar unfreundlich über seinem Haupte, und schritt so drohend und herausfordernd vorwärts, daß die Hofleute alle entsetzt vor ihm zurückwichen.

Constantin, der so eben noch als der gewaltigste König der Erden geredet hatte, wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, seine aufgeblasenen Backen fielen ein,

seine vornehm zugekniffenen Augen öffneten sich weit und weiter vor Angst und Entsetzen, und als Asprian nun dicht vor dem Throne stand, da schwand dem hochmüthigen Könige auch der letzte Rest des Stolzes und der Besinnung, und in unköniglicher Weise stotterte er einen schmachvollen Widerruf seiner Rede her.

„Lieber Herr," sagte er, „ihr zürnet ohne Noth. Niemand droht euch hier. Was ich gesagt habe, müßt ihr nicht zornig auslegen. Habe ich denn was Unziemliches gesagt? Ich weiß selbst nicht mehr, was ich geredet habe. Meine Freunde haben mir heute zu sehr mit Trinken zugesetzt, und so habe ich das Gleichgewicht verloren und weiß nicht recht, wie ich dem Dienstmann eures Herren antworten soll."

„Nun, nun!" sagte Asprian, „wenn ihr es nicht so böse gemeint habt, dann lass' ich's auch gut sein."

Dietrich hatte dem ganzen Auftritte mit einem feinen Lächeln zugesehn und bis dahin geschwiegen. Jetzt aber gebot er seinem Dienstmann Asprian Ruhe und bat den König Constantin um Verzeihung wegen der ungeschlachten Manieren seines Gesellen, der nicht wisse, was Sitte und Anstand am Hofe eines so großen Königs erheischen. Er seinerseits sei hocherfreut über die gnädige Antwort, die ihm geworden sei, und er sei nicht allein bereit, sich und seine Mannen der Gewalt des Königs zu überantworten, sondern er bitte den König auch ausdrücklich, den Schatz, den er aus seiner Heimath mitgebracht habe, in Empfang und Verwahrung zu nehmen.

Durch diese höfliche Rede goß Dietrich einiges Wasser auf das Angstfeuer, welches Asprian angezündet hatte, und Constantin war froh, daß er noch auf so gute Art davon kam. Denn er hatte heillose Angst ausgestanden und hatte wirklich sein königliches Gleichgewicht verloren, nicht zwar, wie er vorgegeben hatte, in Folge übermäßigen Weintrinkens, sondern in Folge des übermäßigen Hochmuths, der ihm die Sinne benebelt hatte, also daß er dem Nüchternen gleich einem Trunkenen erscheinen mußte.

Doch faßte er sich, so gut es gehen wollte, und antwortete, daß er den Schatz Dietrichs in Empfang und Verwahrung nehmen würde.

Hierauf beurlaubten sich Dietrich und seine Mannen, und wohlzufrieden mit ihrem ersten Auftreten am Hofe Constantins und hocherfreut über die Kunde, daß Rothers Boten noch am Leben seien, gingen sie in ihre Herbergen, um ihre weiteren Schritte zu berathen.

V. Rother-Dietrichs wachsendes Ansehn.

Am andern Morgen sandte Constantin seine Kämmerer, daß sie den Schatz, von dem Dietrich gesprochen hatte, holen sollten, denn das glaubte er seiner Ehre schuldig zu sein; weil er aber noch in großer Furcht vor der Uebermacht der fremden Gesellen war, so befahl er, den Schatz zwar in eine seiner königlichen Kammern zu tragen, den Schlüssel dazu aber dem stolzen Gaste selbst einzuhändigen, denn er wollte nichts damit zu schaffen haben.

Die Kämmerer aber und ihre Leute gingen zu den fremden Gästen und baten sie, mit ihnen zu den Schiffen zu gehn, denn sie wollten ihnen den Schatz hereinfahren helfen.

Dietrich zögerte keinen Augenblick, sondern stieg mit seinen Mannen zu Rosse und begleitete die Kämmerer an die Schiffe, über die der grimmige Widolt mit einigen andern Riesen bis dahin gewacht hatte.

Die Kämmerer des Königs machten große Augen, als alle die Schätze aus den Schiffen geladen wurden. Die Wagen, die sie mitgebracht hatten, reichten kaum zur Hälfte zu, und sie mußten in die Stadt schicken, um mehr herbeizuholen.

Als endlich die lange Reihe der Wagen mit den ausgesuchtesten Schätzen bepackt dastand, und als der Zug sich in Bewegung setzen wollte, da machten sich sechs furchtbare Riesen daran, den schrecklichen Widolt loszuketten und ihn gebunden vor sich her zu treiben. Sie flüsterten ihm aber zu, daß es nicht schaden könnte, wenn er unterwegs einige von seinen Kunststückchen los ließe, damit die Städter und Hofleute immer in der nöthigen Furcht vor Dietrich und seinen Mannen erhalten würden.

Widolt ließ sich das nicht zweimal sagen, und machte, schon ehe sie in die Stadt kamen, so grimmige Mienen und schüttelte seine Ketten so bärenmäßig, daß Alle, die ihn erblickten, vor Schreck und Angst davonliefen; aber als der Zug erst in die Stadt gekommen war, vollführte er ein so unsinniges Toben und Wüthen, daß die Griechen glaubten, der Tag

des jüngsten Gerichtes sei über Constantinopel gekommen. Unter Andern raffte der tolle Riese ein Paar Mühlsteine vom Wege auf und warf sie erst spielend in die Luft und fing sie wieder auf, wie etwa ein Knabe einen Ball wieder auffängt, und dann, als ihm das Spiel langweilig zu sein däuchte, nahm er die Mühlsteine und rieb sie an einander, daß sie knisterten und daß die Feuerfunken heraussprühten, und das trieb er so lange, bis die Steine zu Staub zermalmt waren.

Als die Städter das sahen, dachten sie nicht anders, als daß der Teufel selbst gekommen sei, um sie für ihre Sünden heimzusuchen, und ihr Schrecken war so groß, daß ihre Kinder und Kindeskinder noch von den Mannen Dietrichs zu erzählen hatten.

Als der Zug vor den Palast Constantins gekommen war, wurde Widolt keinesweges zahmer, sondern schüttelte nach wie vor seine Ketten und machte ein Gesicht, so ingrimmig und furchtbar, als wenn er ganz Constantinopel fressen wollte.

Constantin und die Königin standen am Fenster, um sich den Zug anzusehn. Ihr könnt wohl denken, daß dem Könige das Herz nicht wenig schlug, als er den wilden Widolt erblickte, gegen den Asprian noch ein Muster von Höflichkeit genannt werden konnte. Doch sagte er kein Wort von dem, was er dachte.

Um so gesprächiger war die Königin, die schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, ihrem Unwillen über ihren Gemahl Luft zu machen. „Da sieh nun,“ sagte sie, „da sieh nun, Herr Constantin, wie sie deinen Meister an einer Kette bringen! O du

mein Gott! wie thöricht waren wir doch, daß wir dem Könige Rother unsre Tochter versagten! Denn hätten wir ihn zum Freunde gewonnen, so brauchten wir nun nicht vor diesen Fremdlingen zu zittern, die doch aus Furcht vor ihm aus ihrem Lande gewichen sind. Nun aber sind sie hier, und du mußt ihnen in kläglicher Angst Alles gewähren, was sie verlangen. Hast du dir doch gestern schon selbst Trunkenheit angedichtet! Das war wohl eine Lüge, die deine Ehre groß machen soll bei den Leuten?"

„Weib," sagte Constantin, „schweige mir von dem gestrigen Tage, ich will ihn ausstreichen in meiner Erinnerung, denn ich schäme mich seiner, wiewohl meine Lage von so ungewöhnlicher Art war, daß auch wohl ein anderer König etwas Ungeziemliches gesprochen hätte."

„Und glaubst du," fiel die Königin ein, „daß der gestrige Tag der einzige bleiben werde, an welchem dir die stolzen Fremdlinge solche Verlegenheiten bereiten können? Und wenn sie dich nun wieder mit Worten und Mienen demüthigen, getraust du dir dann, sie mit kräftiger Hand zu züchtigen? Armer Constantin! Schaue nur auf den gebundenen Riesen dort unten, und dein Muth wird dir schon vergehn! Wahrlich lieber würdest du dir mit eigener Hand ins Auge greifen, als daß du nur mit einem Haare deinen Zorn gegen diesen furchtbaren Gesellen verriethest. So steht es mit dir. Habe ich also nicht Recht, wenn ich deine Thorheit beklage, und solltest du mir nicht beistimmen, wenn ich auch jetzt noch zum Guten rede? Wie wär'

es, wenn wir auch jetzt noch Rothers Freundschaft zu gewinnen suchten und ihm unsre Tochter gäben, die wir ihm früher so grausam verweigert haben?"

„Weib!" rief Constantin, „erzürne mich nicht mit deinen unnützen Reden und sprich mir nicht von dem verhaßten Rother. Nicht er, noch irgend ein anderes Menschenkind soll meine Tochter erhalten. Ich will keinen Eidam, ich habe es gesagt, und was ich gesagt habe, dabei bleibt es!"

„Bis es anders wird," dachte die Königin, die jedoch, um ihren Gemahl nicht weiter zu erzürnen, schwieg und mit stillem Staunen auf den Zug der Fremdlinge niederschaute.

Die brachten inzwischen mit Hülfe der Kämmerer und Diener des Königs den Schatz in seine Kammer, und als das geschehen war, wurde der Schlüssel dazu nach dem Auftrage des Königs in Dietrichs Hand gegeben, obgleich dieser nochmals versicherte, nicht ihm, sondern dem Könige Constantin gebühre derselbe.

Nun kleideten sich die Herren um, damit sie in neuem Glanze am Hofe des Königs erscheinen könnten. Ich will euch nicht lange mit der Beschreibung ihrer Mäntel und Röcke aufhalten, da ihr euch selbst wohl vorstellen könnt, daß alle ihre Gewande auf das Kostbarste bereitet und verziert waren. Das aber darf ich nicht unerwähnt lassen, daß auch der furchtbare Widolt so gekleidet war, daß er mit Glanz an jedem Königshofe erscheinen konnte. Sein langes Haar, das früher wild und struppig von seinem Haupte herabhing, war jetzt zierlich mit rothen Goldborten durchflochten

und wurde von einem prächtigen Stahlhut bedeckt, dessen Rand kunstvoll verziert war. Die breite Brust aber deckte ein ganz goldener Panzer, dessen rother Glanz herrlich gegen die blaue Farbe des Waffenrocks abstach. Die riesigen Beine endlich umschlossen die schönsten aus Stahl- und Silberringen gewirkten Panzerhosen, in denen er gar stattlich einherstolzierte. So war Alles prächtig und glanzvoll an ihm, ja selbst die wuchtige Eisenstange, die er wie alle Riesen in der Hand trug, war heute mit einem strahlenden Goldknauf verziert.

Kein Wunder also, daß die Mannen Constantins, als sie die reichen Fremdlinge über den Königshof schreiten sahen, ihre Kleider mit neidischen Blicken betrachteten und im Stillen wünschten, daß ihr Herr und Gebieter in Zukunft eine offnere Hand hätte, damit auch sie sich kleiden könnten, wie diese stolzen Gäste des Westens.

Constantin ließ die Gäste in den mit den schönsten Wandteppichen verzierten Königssaal zu Tische führen, wohin er auch selbst mit der Königin kam. Die Diener des Königs ließen es an Nichts fehlen, um den Fremden alle Ehren zu erweisen, sie wiesen ihnen die besten Plätze bei den Tischen an, und als alle saßen, versahen die Truchsessen wie die Schenken in aller Weise ihr Amt und ihre Ehre.

Constantin hatte trotz der empfangenen Demüthigung die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Stolz seiner Gäste zu beugen und ihren Muth in Verlegenheit zu bringen. Nun hielt er sich zu seinem Vergnü-

gen, wie man sich jetzt einen Haus= oder Stubenhund hält, einen mächtigen Löwen, der zwar gezähmt und abgerichtet war und Niemandem etwas Ernstliches zu Leide that, außer wenn ihn Constantin dazu aufforderte, der aber von seiner angebornen Wildheit noch immer genug an sich hatte, um sich allerhand Ungezogenheiten herauszunehmen und fremde Leute in Schreck zu setzen.

Diesen Löwen ließ der König jetzt in den Saal kommen und lockte ihn zunächst zu sich und streichelte ihn wie ein Schooßhündchen, und der Löwe schmiegte sich artig an seinen Herrn und leckte ihm zärtlich die Hände. Das war doch gewiß ein seltenes Schauspiel und obendrein eins, das jedem Fremden, der es noch nicht gesehn hatte, einen großen Begriff von Constantins Stärke geben mußte. Denn wer ein so starkes, königliches Thier so lammfromm machen kann, der muß doch wohl selbst ein starker, königlicher Herr sein. Wenigstens dachte Constantin so, und er war überzeugt, daß auch alle die Fremden so denken würden.

Als er aber lange genug mit dem Löwen gespielt hatte, gab er ihm Urlaub und hieß ihn in dem Saal auf und abgehn. Und der Löwe spazierte so dreist zwischen den Tischen hin und her, als gehörte er auch zur Gesellschaft, und da er sah, daß Alles mit Essen beschäftigt war, so mochte dieser Anblick auch in ihm einigen Appetit erregen. Er begnügte sich daher nicht mehr damit, zwischen den Tischen hin und her zu gehn, sondern er näherte sich den Speisenden, legte die Vordertatzen auf ihre Schultern und riß ihnen die

besten Bissen, die sie eben zum Munde führen wollten, aus der Hand, um sie selbst zu verspeisen.

Nun that zwar der Löwe, wie gesagt, Niemandem Ernstliches zu Leide, das heißt, er kränkte keinen Gast an seinem Leben, inzwischen ist es doch ein ängstliches Essen, wenn dir solch ein gräuliches Thier die Tatzen auf die Schultern gelegt hat und sein Maul deinem Gesichte gar zu vertraulich nahe bringt. Und wer will dafür einstehn, daß das Unthier sich nicht einmal versieht und statt nach einem Fleischbissen nach deiner Nase schnappt? Wir brauchen uns daher nicht zu verwundern, daß auch den Rittern Dietrichs die Gesellschaft des Löwen nicht sehr behaglich war und daß sie bei seinen täppischen Unmanierlichkeiten verlegene Gesichter machten.

Das war es aber gerade, was Constantin gewünscht hatte, und er kitzelte sich daher nicht wenig mit dem Gedanken, daß er endlich ein Mittel gefunden hätte, den Stolz der Fremdlinge zu demüthigen.

Aber es sagt schon ein altes Sprichwort: wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Und das traf auch hier zu. Der Löwe kam nämlich bei seinem Rundgange auch zu Widolt, dem furchtbaren Riesen, und wollte bei ihm eben so zu Gaste gehn, wie bei den übrigen. Er legte daher seine Tatzen auf Widolts Lenden, denn auf seine Schultern konnte er nicht hinaufreichen, und wartete des Augenblicks, wo er einen fetten Bissen erhaschen könnte. Widolt aber, der mehr zu essen pflegte, als andere Menschenkinder, hatte nicht Lust, seine Portion mit dem ungebetenen Gaste zu theilen,

und schnarchte ihm ein ungestümes: „schier dich zum Teufel, Vieh!“ entgegen. Der Löwe aber, der solche Sprache nicht gewohnt war, riß das Maul weit auf und zeigte die Zähne, und wollte nun erst recht seinen Antheil vom Fleische Widolts haben; aber ehe er sich dessen versah, hatte der gewaltige Riese ihn mit starker Faust gefaßt und schleuderte ihn, ohne nur vom Sitze aufzustehn, über die Köpfe der Speisenden hinweg mit solcher Heftigkeit gegen die Wand des Saales, daß dem armen Löwen alle Glieder im Leibe zerbrachen, und daß er unter kläglichem Gebrülle das Leben lassen mußte.

Widolt aß nun ruhig weiter, als wenn Nichts vorgefallen wäre; die Uebrigen schwiegen vor Staunen und Schrecken, und Constantins Lachen war zu Ende. Die Demüthigung, die er den Fremden zugedacht hatte, war abermals auf ihn zurückgefallen, denn er wagte mit keinem Worte den Tod seines lieben Löwen zu beklagen oder gar den furchtbaren Riesen über seine That zur Rede zu setzen.

Statt seiner lachte nun die Königin, nicht allein, weil ihr der Löwe von jeher verhaßt und lästig gewesen war, sondern auch, weil Constantin aufs Neue eine Bestätigung alles dessen erfahren hatte, was sie ihm so oft, aber leider immer umsonst, gesagt hatte.

„Siehst du nun,“ sagte sie, „wie behende unser Gast mit deinem Windspiel umzugehen versteht? Es kommt noch auf meine Rede: hättest du dem Könige Rother deine Tochter nicht versagt, so brauchtest du nun vor keinem Riesen zu zittern. Aber es ist noch

nichts verloren, wenn du nur jetzt zur Besinnung zurückkehrst und schleunigst wieder gut machst, was du früher versehen hast. Wohlan denn! gieb die gefangenen Boten frei, rüste sie königlich aus und sende sie zu ihrem Herrn mit der gewünschten Botschaft zurück. Denn das siehst du doch nun wohl ein, daß du alle Ursache hast, um Rothers Freundschaft zu werben. Bedenke, daß diese grimmigen Helden seiner Uebermacht haben weichen müssen, und wenn diese schon dich also sehr in Schrecken setzen können, wie willst du dich erst gegen Rother wehren, wenn er kommt, um nach seinen Boten zu fragen? Darum sei vernünftig, Constantin, und gieb die Boten frei, ehe es zu spät sein wird."

Solches und Aehnliches redete die Königin mit vieler Wärme und in der besten Absicht, aber Alles war umsonst geredet. Denn Constantin blieb dabei, daß die Boten seinen Zorn, den sie einmal erregt hätten, nach wie vor dulden müßten, und so lange er am Leben wäre, wäre nicht daran zu denken, daß sie jemals aus ihrem Kerker befreit würden, und das wäre noch immer das Günstigste, was sie von ihm zu hoffen hätten.

„Um Gott," sagte die Königin, „was gedenkst du Schlimmeres an ihnen zu begehen? Stammen sie nicht von demselben Adam ab, den wir alle unsern gemeinsamen Stammvater nennen, und haben sie nicht ein Recht, Barmherzigkeit von dir zu erwarten? Wahrlich! Constantin, du solltest Gott an diesem armen Volke scheuen und sie aus ihrer Noth entlassen. Wehe, daß sie im kalten Kerker so elend schmachten müssen!"

So klagte die barmherzige Königin, ohne daß jedoch ihre Klage einen Eingang in das Herz Constantins gefunden hätte.

Berther aber, der alte getreue Herzog, der neben seinem Herrn saß, hatte die Königin scharf beobachtet und manches von ihren Worten, die sie an ihren Gemahl gerichtet hatte, aufgefangen. Darum sprach er leise zu Dietrich: „Herr, ich getröste mich an der Königin, denn sie scheint ernstliche Reue zu fühlen über das Leid, das unsern Freunden dahier widerfahren ist. Man sieht wohl, es kommt uns zu Statten, daß Widolt mit dem Löwen des Königs Fangeball gespielt hat. Denn auch die Andern sehn uns so ängstlich von der Seite an, als wünschten sie einige Hundert Meilen Weges zwischen sich und uns. Nun ich denke, lieber Herr, wir können sie vor der Hand aus ihrer Angst erlösen und in unsre Herberge gehn, denn mich verlangt von Herzen darnach, zu berathen, wie wir meine Kinder und ihre Freunde aus dem schändlichen Kerker befreien. Gott sei es geklagt! zu Hause könnten sie alle reich und in Ehren gewaltig sein, und müssen nun hier so elend dahinsiechen. Doch ich hoffe, es hat nun die längste Zeit gedauert. Constantin fürchtet dich, und von seinen Mannen getraut sich Keiner vor uns zu bestehn. Darum denke ich, wir können schon etwas wagen. Vor allen Dingen aber laß uns in unsre Herberge gehn und dort unsern eignen Hofhalt aufschlagen, denn dazu sind wir doch zu gut, um bei einem solchen Könige in Kost zu gehn.“

Dietrich nickte seinem getreuen Freunde Beifall zu und lobte seinen Rath, obgleich er nicht entschlossen war, schon jetzt eine entscheidende That zu wagen, weil er nicht bloß an die gefangenen Boten dachte, sondern zugleich an die liebliche Königstochter, um derentwillen er ja die Boten geschickt hatte. Aber Constantins Kostgänger zu sein, dazu hatte auch er keine Lust.

Als daher nach dem Essen das Waschwasser in silbernen Becken herumgereicht war, erhob sich Dietrich und ging vor den König und sprach: „König Constantin, ich wünsche mit meinen Mannen in der Herberge zu sein. Sie können mir nicht alle folgen, wenn ich zu Hofe gehe, denn die Zahl würde zu groß, wenn Alle erscheinen sollten, und doch wünschen wir als gute Freunde beisammen zu leben und zu bleiben. Darum erlaubt es uns nach eurer Freundlichkeit, und ihr, Frau Königin, stehet mir bei mit gütiger Hülfe. Denn ihr seht wohl, ich führe ein hülfloses Volk mit mir, da mir die besten und stärksten Mannen fehlen, die Rother erschlagen hat."

Da antwortete Constantin rasch: „Geh, wohin es dir beliebt, es sei ferne von uns, dich aufzuhalten. Gehe zu deiner Herberge, und wünschest du etwas, worüber ich gebieten kann, so soll es dir zu Diensten stehn. Ich will dich gern ehren, wie du es verdienst und dir helfen, daß du deine Hofleute kannst anständig zu Tische gehn lassen. Du hast Recht, in meinem Saale könnt ihr nicht beisammen sein, denn ihr erschreckt meine liebe Frau, die solches Anblicks nicht gewohnt

ist; mir und meinen Mannen würde es nichts verschlagen, denn wir haben schon schlimmere Dinge gesehn, wenngleich ich sagen muß, daß in diesem Saale noch nimmer solche Unziemlichkeiten geschehen sind."

„Herr," rief Widolt, „wenn ihr mich meint, so muß ich mich entschuldigen, euer Schooßhund war aber zuerst ungezogen."

„Es ist gut," sagte Constantin, „wir wollen nicht weiter davon reden, und ihr seid in Gnaden entlassen."

Als Dietrich mit seinen Mannen in die Herberge zurückgekehrt war, sann er auf neue Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen. Berther zwar wollte nichts von langem Nachsinnen wissen, sondern meinte, es sei nun an der Zeit, mit dem Schwerte dreinzuschlagen; aber Dietrich vertröstete den ungestümen Alten noch, und stellte ihm vor, wie durch vorzeitiges Handeln Alles verdorben werden könnte, und wie es gar nicht undenkbar wäre, daß Constantin aus Rache die Gefangenen ermorden ließe, wenn sie schon jetzt mit ihren wahren Absichten hervortreten wollten.

Das wirkte bei dem alten Berther, und er fügte sich fortan willig in alle weiteren Pläne seines Herrn. Der aber wollte den übermüthigen Griechenkönig noch mehr demüthigen und den Glanz seiner eigenen Macht und seines eigenen Reichthums noch weiter entfalten.

Zu diesem Zwecke gab er dem Riesenfürsten Asprian den Schlüssel zu seiner Schatzkammer und befahl ihm wie allen seinen Mannen, offnes Haus

zu halten und jeden Ritter, der da bedürftig wäre, mit Waffen, Kleidern und Schätzen in jeder Weise zu trösten.

Da dauerte es nicht lange, so erscholl in der ganzen Stadt die Kunde, daß in Dietrichs Herberge alle Noth geheilt und alle Armuth in Reichthum verwandelt werde, und wer nur immer in seiner Ritterschaft Noth gelitten hatte, und in seiner Armuth den Hof des Königs meiden mußte, der eilte zu Dietrichs Herberge und empfing da Alles, was sein Herz begehrte. Und nicht genug, daß sie stattlich gekleidet und ausgerüstet wurden, nein, Dietrich bot ihnen auch sonst alle Ehre, deren sie so lange entbehren müssen, indem er sie an seine Tafel zog und sie aufs Köstlichste bewirthete.

Kein Wunder daher, daß der Ruhm von Dietrichs Reichthum und Freigebigkeit mit jedem Tage größer wurde, und daß selbst Constantins Hofleute mit Neid von diesen Dingen sprachen und von Herzen bedauerten, daß ihr König es dem fremden Gaste nicht gleich oder zuvor thun könnte. Zugleich aber wuchs die Macht Dietrichs durch die Menge derer, die er an sich zog, in höchst bedenklicher Weise, so daß sich voraus sehen ließ, daß der Sieg unzweifelhaft bei ihm sein würde, wenn es zum Kampfe zwischen ihm und Constantin kommen sollte oder könnte.

Constantin jedoch schien keine Gefahr zu fürchten, ja er schien sie nicht einmal zu sehen. Und das hatte seinen guten Grund. Denn seine Hofleute, die seinen Jähzorn fürchteten, hüteten sich wohl, ihm Alles wieder

zu erzählen, was sie von Dietrichs wachsendem Ansehn und Einfluß gehöret hatten.

Jedoch sollte auch er bald genug sein Theil erfahren. Es kam nämlich zu dieser Zeit nach Constantinopel ein durch Krieg vertriebener Graf, der drei edle Freiherren und viele wackere Ritter in seinem Gefolge hatte. Sie hatten aber in der Kriegesnoth alle ihre Habe verloren und besaßen nicht einmal vollständige Rüstungen. Als sie nun in die Stadt kamen, beabsichtigten sie anfänglich zum Könige Constantin zu gehn und seine Hülfe zu erbitten, aber sie erfuhren gar bald, daß sie besser thun würden, sich an Dietrich zu wenden. Sie trafen nämlich auf der Straße einen von den Rittern, denen Dietrich in der Noth geholfen hatte, und der sah es den neuen Ankömmlingen sogleich an, wessen sie bedurften.

„Folgt meinem Rathe," sagte er, „und ihr werdet es sicher nicht bereuen. Ihr mögt freilich viel von Constantins Herrlichkeit gehört haben, aber ich sage euch, sie ist nichts gegen den Reichthum dieses unvergleichlichen Fremdlings, und was das Beste ist: seine Freigebigkeit ist nicht geringer, als sein Reichthum. Ich selbst war durch unverdiente Noth so heruntergekommen, daß ich nimmer an eines Fürsten Hofe mit Anstand erscheinen konnte, aber Dietrichs fürstliche Milde hat mich so reich beschenkt, daß ich jetzt im Stande bin, euch beizustehn und euch mit guten Mänteln und Kleidern auszuhelfen, wenn ihr deren bedürft, und wenn ihr euch schämen solltet, so wie ihr seid, vor dem edlen Dietrich zu erscheinen."

Der fremde Graf dankte dem beredten Lobredner Dietrichs für seine Freundlichkeit, lehnte die angebotene Aushülfe ab, weil er der Meinung war, daß Dietrich, wenn er wirklich so edel wäre, nicht auf das Kleid, sondern auf die Gesinnung des Bittenden sehn würde; und nachdem er seine besten Freunde zu seiner Begleitung ausgewählt hatte, machte er sich auf und ging zu Dietrich.

Dietrich empfing den Grafen und seine Freunde aufs Beste, und kaum hatte er seine und seiner Mannen Noth erfahren, so winkte er seinem Schatzmeister Asprian und gab Befehl, dem Grafen und seinen Leuten beizustehn, wie sie selbst es wünschen würden.

Da öffnete Asprian die Schatzkammer und ließ Geld und Waffen und Kleider in solcher Fülle heraustragen, daß die ganze Schaar der Vertriebenen aufs Prächtigste damit ausgerüstet werden konnte.

Da staunte der Graf über die Freigebigkeit Dietrichs, und konnte nicht Worte genug finden, ihm seinen Dank zu bezeugen, und da er sich und sein Gefolge so kostbar gekleidet sah, so wollte er es nicht unterlassen, sich an Constantins Hofe zu zeigen, und dem Könige die Freigebigkeit Dietrichs zu rühmen.

So erfuhr Constantin, was sein stolzer Gast an den Vertriebenen gethan hatte, und da durch den fremden Grafen die Sache einmal zur Sprache gekommen war, so war nun auch den Höflingen die Zunge gelöst, und sie erzählten Alles, was sie von Dietrichs gränzenloser Pracht und Freigebigkeit gehört hatten.

Da sprach die edle Königin: „Man sieht wohl, von welcher Art der reiche Fremdling ist, und man kann aus seiner Pracht schließen, was für ein König Rother ist, der diesen Dietrich vertrieben hat. Wehe! daß meine Tochter dem mächtigsten Könige der Erde versagt ist.“

Constantin that, als hörte er das alte Lied seiner Gemahlin nicht, aber was er gehört hatte, war doch genug, um ihn in eine bedenkliche Stimmung zu versetzen.

Und er hatte alle Ursach dazu. Denn selbst unter seinen eigenen Rittern und Hofleuten fanden sich Manche, denen der Glanz des neuen Hofes, den Dietrich aufgeschlagen hatte, gewaltig in die Augen stach, also daß sie der Lockung nicht widerstehn konnten, sondern dahin gingen, wo sie reicheres Gewand und prächtigeres Leben finden konnten, als am Hofe Constantins. Da hatten Asprian und seine Diener vollauf zu thun, und die Thüren der Schatzkammer Dietrichs standen den ganzen Tag auf, um die Wünsche Aller zu befriedigen, die Constantin nicht reich genug beschenkt hatte.

Da lobten Alle die Pracht und die Freigebigkeit Dietrichs, und in Constantinopel war nur eine Stimme darüber, daß die Sonne Constantins sich dem Untergange neige und dem neuen aufgehenden Gestirne Dietrichs weichen müsse, wenn nicht irgend etwas Außerordentliches geschehen könnte, um dem Könige zu seinen alten Ehren zu verhelfen.

VI. Die Königstochter.

Lassen wir die Städter sich über das sinkende Ansehn ihres gefürchteten Königs eine Weile allein verwundern, denn es wird Zeit, daß wir uns nach dem schönen Königskinde umsehn, von dem nun schon so viel die Rede gewesen ist, ohne daß wir sie selbst zu schauen oder zu hören Gelegenheit gehabt haben. Freilich haben wir den Trost, daß es dem edlen und stattlichen Helden Dietrich nicht besser ergangen ist, als uns, denn auch er hat die schöne Tochter Constantins noch nicht gesehn, aber wir werden auch annehmen müssen, daß er vor Ungeduld fast vergehe, um endlich zu dem erwünschten Anblick zu gelangen.

Wir wollen uns also nach ihr umsehn und von den geräuschvollen Straßen der Königsstadt und von dem bunten Treiben vor der Schatzkammer Dietrichs uns in das stille Frauengemach zurückziehn, wo Helene, das schöne Königskind, und Herlinde, ihre alte Freundin, im traulichen Gespräche bei einander sitzen.

Wovon werden sie sprechen? Doch von nichts Anderem, als von der allgemeinen Stadtneuigkeit: von dem Glanze und von der Pracht der stolzen Fremdlinge.

Denn obgleich die junge Königin sie noch nicht gesehen hatte, da sie durch die traurige Sitte der Zeit und durch den strengen Befehl ihres Vaters fast das ganze Jahr hindurch in ihr abgeschlossenes Gemach und die damit zusammenhängenden, gleichfalls abgesperrten Gärten gebannt war und nur bei ganz außer=

ordentlichen Festlichkeiten einen Blick in das Leben der großen Welt werfen durfte, — obgleich sie also noch Nichts von all der Herrlichkeit gesehn hatte, die jetzt die ganze Stadt bewegte, so hatte sie doch desto mehr davon gehört. Denn ihre Dienerinnen und Freundinnen, die kein so strenger Zwang fesselte, hatten ihr Alles erzählt, und namentlich war es auch jetzt wieder Herlinde, die kein Ende finden konnte in der Schilderung der Schönheit und Herrlichkeit der fremden Helden.

Helene hörte mit dem aufmerksamsten Staunen zu, und wenn sie auch zu der schlauen Versicherung der Freundin, daß die Helden doch nur ihretwillen gekommen seien, ungläubig das Köpfchen schüttelte, so verfehlten die Schilderungen doch nicht, sie mit brennender Neugierde zu erfüllen und das heftigste Verlangen in ihr zu entzünden, die geschilderte Pracht einmal mit eignen Augen anzuschauen.

„Wie glücklich bist du, Herlinde," sagte sie, „da du Alles sehn kannst, was es zu sehn giebt, während ich hier in meiner Klause eingeschlossen sitze. Was hilft es mir nun, daß mein Vater der mächtigste König der Welt ist, da ich die niedrigste meiner Dienerinnen beneiden muß. Wahrlich! es ist nicht mehr auszuhalten."

Bei diesen Worten war sie von ihrem Sessel aufgesprungen, hatte ihre Goldstickerei, an der sie arbeitete, unwillig zur Seite geworfen, und ging nun wie ein schmollendes Kind heftig im Zimmer auf und ab.

Herlinde sah ihr lächelnd zu, denn sie freute sich über die schöne Gestalt ihres geliebten Pfleglings, dem der kleine Anflug von Unwillen die Wangen noch anmuthiger geröthet hatte, als vorher; als aber Helene das Lächeln falsch auslegte und eine gekränkte Miene annahm und fast so aussah, als wollte sie in Thränen des Unmuths ausbrechen, da sprang auch Herlinde rasch auf und ergriff die Hand Helenens und führte sie sanft zu ihrem Sessel zurück und begann sie zu trösten, indem sie ihr die Hand streichelte.

„Herzenskind," sagte sie, „wer wird die Geduld so rasch verlieren. Und wenn du so übergroßes Verlangen hast, die fremden Helden zu sehn, nun so müssen wir Rath schaffen."

„Weißt du Rath?" fragte Hellene rasch, und über ihr Gesicht, das eben noch mit einem Trauerflor überzogen zu sein schien, leuchtete nun wieder ein so anmuthiges, hoffnungsfreudiges Lächeln, als nur irgend eins den Mund einer unschuldigen Jungfrau umschweben kann. „Weißt du Rath?" lachte sie, „liebste, beste Herlinde, so verschweige ihn nicht, und wenn du mir meinen Wunsch erfüllst, so soll mir kein Armband zu kostbar sein, um es dir zum Lohne zu schenken."

„Freilich weiß ich Rath," sagte die Amme, „aber so schnell, als du zu hoffen scheinst, wird sich das Ding nicht machen, und nicht ich bin es, die dir die gewünschte Gelegenheit verschaffen kann, sondern du selbst."

„Ich?" fragte die Prinzessin mit dem gedehnten Ton enttäuschter Erwartung.

„Niemand anders als du, oder weißt du jemand, den dein Vater Constantin lieber hat, als dich?“

„Nein, aber mein Vater —“

„Dein Vater kann seinem Töchterchen zu Gefallen wohl einmal ein großes Fest veranstalten —“

„Bei dem die Helden zugegen sind, und ich bin auch dabei? Ja das geht, das geht!“ jauchzte Helene.

„Freilich wird es gehn, wenn du den Vater darum bittest,“ sagte Herlinde.

Hellene war nun ganz ausgelassen vor Freude, sie tanzte lustig in der Stube auf und ab, küßte ihre liebe Herlinde auf Mund und Wangen, klatschte in die Hände und rief einmal über das andere: „Ei, das soll prächtig werden!“

Dann stand sie plötzlich still, als besänne sie sich auf etwas Neues, und sagte: „Aber warum bin ich nicht schon längst bei meinem Vater, um ihn zu bitten? Hurtig, hurtig, Herlinde, und mustere mich, ob ich schön genug gekleidet bin, um meinem Vater zu gefallen.“

Herlinde hatte wenig zu ändern. Hier war eine Locke anders zu ordnen, dort eine einfache Blume anzubringen, und dort eine überflüssige Armspange abzunehmen, das war Alles, denn Herlinde wußte wohl, daß Schönheit im einfachen Kleide anmuthiger winkt, als im überladenen Prunkgewande.

„Nun wünsche mir Glück auf den Weg!“ lachte Helene der zurückbleibenden Amme zu und tanzte zur

Thür hinaus und ging durch einen eigens für sie erbauten Gang in die Gemächer ihres Vaters.

Dem ging das Herz bei ihrem Anblick auf. Und sie war in der That so schön, daß wohl ein noch grieß-grämigerer Vater, als Constantin, durch sie zur Freundlichkeit umgestimmt wäre.

„Und was wünscht mein holdseliges Töchterlein von ihrem Vater?“

Bevor die Antwort auf diese Frage erfolgte, hatte Helene erst eine Unzahl kleiner Schmeicheleien und Zärtlichkeiten anzubringen, sie mußte dem lieben Vater erst die Hand streicheln, sie mußte ihn erst küssen und ihren weichen Arm erst um seinen starren Nacken legen, und Alles, was sie that, wußte sie mit solcher Anmuth und mit so lieblicher Schalkheit zu thun, daß Constantin so herzlich lachen mußte, wie es ihm seit vielen Tagen nicht gelungen war. Hätte Helene ihm in diesem Augenblicke sein halbes Königreich abschwatzen wollen, sie hätte es erhalten.

Und nun antwortete sie auf die wiederholte Frage Constantins.

„Was kann Constantins Tochter eifriger wünschen,“ sagte sie, „als die Ehre ihres Vaters und seines Königshofes?“

Und damit war der Uebergang zu dem Feste, das sie wünschte, gemacht. Sie wußte die Nothwendigkeit desselben so überzeugend darzustellen, daß von ihrem eigenen Wunsche dabei kaum die Rede war, — höchstens, daß sie zum Schlusse beiläufig erwähnte, daß sie bei diesem Feste gegenwärtig zu sein wünschte,

um auch ihrerseits die Ehre des Königs wahrnehmen zu können.

Constantin sagte Alles zu, was sie verlangte, und versprach ihr, sobald als möglich die nöthigen Vorkehrungen zu der Festlichkeit zu veranstalten, und seine Boten auszusenden in seine Länder, um seine edelsten Mannen einzuladen.

Helene wiederholte zum Dank und Abschied ihre anmuthigen Schmeicheleien, und tanzte dann fröhlich, wie sie gekommen war, wieder zurück zu ihrer vertrauten Herlinde, um sich mit ihr des gelungenen Planes zu freuen.

Constantin aber hielt Wort und sandte seine Boten aus, um die besten Grafen und Ritter einzuladen, und gab Befehl an seine Diener, um auf dem Hippodromoshofe Alles aufs Beste und Herrlichste zu rüsten und einzurichten.

Da kamen von allen Seiten die geladenen Gäste, Herzöge und Grafen mit ihren Rittern und Mannen, und es war ein Leben in Constantinopel, so bunt und so geräuschvoll, wie es zuvor nimmer gewesen war.

Nun war die Anordnung getroffen worden, daß jedem Herren, der da mit großem Gefolge bei dem Feste erscheinen wollte, ein eigenes Quartier auf dem Hippodromoshofe angewiesen wurde, in dem sodann die Kämmerer der einzelnen Herren die Sitze für die Ihrigen aufschlugen.

So war auch dem Herrn Dietrich, der unter den Geladenen nicht fehlen durfte, vom Hofe sein Quartier angewiesen, und Asprian war als Kämmerer

seines Herrn beschäftigt, die Sitze zu ordnen und den Thron Dietrichs aufzuschlagen, der als ein ganz besonderes Prachtstück wohl im Stande war, die neidischen Augen der übrigen Herren auf sich zu ziehn.

Zu derselben Zeit aber, als Asprian mit diesen Dingen beschäftigt war, war da auch der Kämmerer eines reichen Herzogs, dem sein Quartier neben dem Dietrichs zugewiesen war. Dieser herzogliche Kämmerer war aber ein stolzer und hochfahrender Mann, der da glaubte, die Macht seines Herrn gehe über jede andere Macht, und deshalb erfordere es seine Ehre, daß er, der Kämmerer, gegen alle Welt anmaßend und unverschämt auftrete. Darum ging er auch mit sehr derben Schritten auf Asprian los und befahl ihm in dem protzigsten Tone von der Welt, seine Bänke zurückzuschieben, auf daß es seinem Herrn, dem erlauchten Herzoge, nicht an dem gebührenden Platze fehle.

Asprian sah über die Achseln auf den hochfahrenden kleinen Kämmerer herab, und da er gerade bei guter Laune war, so stellte er sich, als fände er das Verlangen des Kämmerers in der Ordnung, und fragte mit scheinbarer Gutmüthigkeit: „Ist wohl sehr mächtig, euer Herr, der erlauchte Herzog?“

„Das könnt ihr denken,“ antwortete der Kämmerer, und blies die Backen nicht wenig auf, „mein Herr kommt gleich nach dem Könige Constantin selbst, so mächtig ist er, und darum macht nur, daß ihr ihm den Platz räumt.“

„Muß denn das sogleich sein?“ fragte Asprian.

„Ei freilich!“ fuhr der andere heraus, „und ich will hoffen, daß ihr ein Einsehen habt, und meinem Herrn die rechte Ehre gebt.“

„Versteht sich,“ lachte Asprian, „Jedermann wie ihm gebührt. Aber du hast mir bis jetzt so viel von deinem Herrn vorgeplappert, daß ich noch nicht Zeit gefunden habe, dir von dem meinen zu erzählen. Höre also nun zu, damit du etwas von ihm weißt, wenn dich die Leute nach ihm fragen sollten. Ich sage dir aber, Bursche, so viel mein Leib länger ist, als der deine, gerade so viel ist mein Herr mächtiger, als der deine. Du wirst daraus selbst abnehmen, daß hier von einem Bankrücken gar keine Rede sein kann. Ueberdieß, so ist diese Stätte vom Hofe mir angewiesen und nicht dir. Das genüge dir. Wenn du aber etwa einen Zorn gegen mich hegen solltest, so möchte ich dir rathen, ihn auf eine andere Zeit zu verschieben.“

Obgleich Asprian bei diesen letzten Worten seinen Ton gänzlich geändert und statt der scherzhaften eine furchtbar drohende Miene angenommen hatte, so verließ der Kämmerer sich doch auf die hundert Mannen, die er zu seiner Begleitung bei sich hatte, und mit ihrer Hülfe gedachte er es mit dem groben Riesen aufnehmen zu können.

Statt aller Antwort stieß er daher eine Bank Asprians um und wollte seinen Leuten schon Befehl geben, an die Stelle der umgeworfenen eine von des Herzogs Bänken zu setzen, aber er mußte den Befehl

verschlucken, ehe er ihn aussprechen konnte, denn Asprian, der nicht Lust hatte, seine Meinung noch einmal zu sagen, ging von Worten zu Thaten über und gab dem Kämmerer einen so unsanften Schlag gegen die Ohren, daß der ganze Kopf dabei zerbrach.

Das gab nun, wie ihr wohl denken könnt, ein gewaltiges Aufsehen, und die Leute des Herzogs, die sich in ihrer Ueberzahl gegen den einzelnen Riesen fühlten, griffen zu ihren Schwertern und rückten mit wildem Rachegeschrei auf Asprian los. Der aber griff ruhig nach seiner Eisenstange und wehrte die Andringenden spielend ab, und nur wenn einer oder der andere unter ihnen gar zu vordringlich wurde, machte er eine ernstliche Wendung und that einen bedenklichen Schlag, der dann gewöhnlich einen traurigen Unfall auf Seiten der Gegner zur Folge hatte.

Inzwischen war der Lärm weiter gedrungen, und auf der einen Seite rief der Herzog, dessen Kämmerer erschlagen war, zu den Waffen, andrerseits tobten die Riesen, als sie hörten, daß ihr Fürst und Oberster mit Kampf angegriffen sei.

Widolt vor Allen, der Wildeste unter den Wilden, raste über die Maßen, und als das übertreibende Gerücht gar meldete, daß es seinem Herrn Asprian an das Leben gehe, da half kein Halten mehr, da zerriß er grimmig die Eisenfessel, die ihn gebunden hielt, und er lief spornstreichs zu der Stelle, wo der Kampf wüthen sollte. Die andern Riesen aber liefen ihm nach, um das unnöthige Unheil zu verhüten,

was der unbändige Widolt möglicher Weise anrichten könnte.

Sie kamen zu derselben Zeit in den Hof, als auch der Herzog mit seinen Mannen hereinzog, um für seinen erschlagenen Kämmerer Rache zu fordern und zu nehmen. Da fürchteten Dietrichs Freunde ihres riesigen Gesellen ausbündige Wuth und gingen zu Asprian und baten ihn, den Tobenden zu beschwichtigen und, wenn es möglich wäre, ihm die Eisenstange zu nehmen! auf daß nicht allzuviel Schade wider den Willen ihres Herren Dietrich geschehe.

In diesem Augenblick kam Widolt selbst zornschnaubend an Asprian heran. „Herr!“ rief er, „ich habe gehört, daß deine Feinde dir ans Leben wollen, und ich bin gekommen, Alle, die dir übel wollen, zu zerschmettern!“

Da lachte ihn Asprian sanft an und lobte ihn wegen seines guten Willens, beruhigte aber zugleich seinen aufgeregten Zorn, indem er versicherte, daß sein Leben alle Zeit in guter Hand stehe, und daß ihm bisher keine Kränkung widerfahren sei, außer an seiner Ehre und an seiner guten Laune, und die gedenke er selbst in kurzer Frist und mit eigener Kraft wieder herzustellen. „Sollte ich von dir noch etwas gebrauchen, lieber Widolt, so ist es nicht deine Hand, sondern höchstens deine Eisenstange, die etwas besser beschlagen ist, als die meinige. Zeig doch einmal her!“

Widolt war arglos genug, seinem Herren die Stange hinzugeben, und kaum war das geschehen, so kamen lachend seine Genossen und nahmen ihn in ihre

Mitte und versuchten dem Ueberlisteten begreiflich zu machen, daß die Sache hier mit einer andern Elle gemessen werden müßte, als mit seiner langen Eisenstange.

Sie waren auch mit ihren Beruhigungsversuchen schon auf dem besten Wege, als der Herzog, zu dessen Heil sie alle Mühe aufgewendet hatten, durch unzeitige Hitze wieder Alles zu verderben drohte. Denn da ihn der Tod seines stattlichen Kämmerers reuete, und da er sich von einer guten Schaar tapferer Mannen umgeben sah, dazu sich auch seines eigenen Muthes nicht wenig getröstete: so pochte er mit ungestümen Worten auf sein Recht und seine Ehre, und ließ sich mit Asprian in ein hartes Zwiegespräch ein, worin er Genugthuung für die erlittene Unbill verlangte.

Kaum aber begannen die Leute des Herzogs sich bei den Worten ihres Herrn zu schaaren, und kaum schlug die erste Hand an den Schwertgriff, um zur That überzugehen, so brach in Widolt die ganze Wildheit seiner unbändigen Riesennatur wieder aus. Ehe seine Hüter sich dessen versahen oder es hindern konnten, hatte er sich ihnen entrissen, hatte die Umstehenden zurückgedrängt oder zu Boden geworfen und sich so gewaltsam Bahn gebrochen, um zu seinem Herren und Meister Asprian zu gelangen, dessen Leben er abermals bedroht glaubte.

Und ehe es Asprian hindern konnte, ergriff der wilde Widolt den eifernden Herzog mit seiner starken Faust und hob ihn unsanft und ohne Umstände in die Höhe und ließ ihn an seinem Arme in der Luft schweben

und fragte ihn mit ingrimmiger Gebärde, ob es sein Ernst wäre, daß es dem Riesen Asprian ans Leben gehen sollte? Der Herzog betheuerte in seiner Todesangst, daß er nicht daran gedacht habe, dem Herren auch nur ein Härchen zu krümmen. Da entließ ihn der beruhigte Widolt aus seiner ängstlichen Haft, der Herzog fiel unsanft zu Boden und eilte von Furcht und Scham ergriffen unter das Gedränge.

Aber seine Leute wollten sich noch nicht zufrieden geben, sondern versuchten ihren Herren zu rächen. Aber sie fuhren schlecht dabei, und Widolt würde sie Alle jämmerlich zu Boden geworfen und mit seinen Füßen zerstampft haben, wenn nicht abermals Asprian sich ins Mittel gelegt und mit den Seinen den wüthenden Riesen ergriffen und gefangen zu Dietrich geführt hätte.

Ihr könnt wohl denken, daß diese Geschichte am Hofe Constantins kein geringes Aufsehen erregte. Der König erfuhr sie früh genug von einem Spielmann, der in dem Gedränge gewesen war und dort, wie er sagte, dem fürchterlichen Riesen im Lichte gestanden hatte, also daß er von ihm ergriffen und über die Häupter der Umstehenden weg an einen andern Platz geschleudert war. Der König hörte das nicht ohne geheimes Grauen an, aber er hatte nicht Lust, sich in den Streit zu mischen, und selbst als die Leute des Herzogs kamen und Klage wider Widolt erhoben, wandte er es von sich und entließ sie mit dem Bescheide, daß sie ihr Recht bei Dietrich suchen sollten, dem es zunächst obliege, seine Mannen für ihre Ungebühr zur Rechenschaft zu ziehen.

Als Dietrich das vernommen hatte, ließ er den kühnen Widolt gebunden herbei führen, entbot auch den Herzog und alle Geschädigten zu sich und erklärte feierlich, daß es dem Riesen in ihrer Gegenwart an das Leben gehen sollte, wenn er widerrechtlich Jemanden an Leib oder Ehre gekränkt hätte.

Der Herzog war aber durch Widolts Behandlung bereits so zahm geworden, daß er dem Frieden nicht traute und den Herren Dietrich bat, die Sache beruhen und den Riesen ohne Gericht ziehen zu lassen.

Als der Herzog sich so versöhnlich und nachgiebig geäußert hatte, wagten die Uebrigen erst recht nicht, mit ihren Klagen hervorzutreten; sie stimmten in den Ton, den ihr Herr angegeben hatte, ein, und überboten einander in der lächerlichen Versicherung, daß der Schaden, den ihnen Widolt zugefügt hätte, nicht der Rede werth sei.

Dietrich aber hörte das Alles mit würdigem Ernst an, dankte ihnen für ihre versöhnliche Gesinnung, bedauerte die Störung, die der Ungestüm seines Knechtes ihnen verursacht habe, und entließ sie mit der höflichen Betheuerung seiner freundlichen Ergebenheit.

Als Constantin diesen Ausgang der Sache vernahm, sah er wohl, wie es mit dem Ansehn Dietrichs stand, und er klagte seiner Frau sein Leid, indem er ihr den ganzen Vorfall erzählte. „Und solche Dinge," sagte er, „dürfen sich die Mannen des stolzen Fremdlings um eines Stuhles oder einer Bank willen erlauben und Keiner wagt sie deshalb zu züchtigen, und ich selbst muß ruhig zusehen. Wie soll

das enden! Hätten des Herzogs Leute doch nur nach meinen Schützen geschickt, dann wäre es nicht so weit gekommen und ich könnte nach wie vor meiner Königswürde froh sein."

„Schweige mir doch von deinen Schützen," antwortete die Königin, „denkst du denn, daß der Riese sich vor ihnen gefürchtet hätte? Wenn du selbst ihm zu nahe gekommen wärest, glaube mir, dir hätte kein Bogen geholfen, du wärest zuerst über den Weg geflogen! Hätten wir aber unsre Tochter dem Könige Rother zur Frau gegeben, so dürfte dich Niemand verhöhnen. Er hätte dir aus seinem Reiche tapfre Kriegshelden geschickt, daß dich Niemand mit einem Heere angreifen dürfte. Nun aber magst du mit Recht klagen und hier in deinem Lande von Dietrichs Mannen Schimpf und Schande leiden."

Constantin zürnte zwar, wie immer, so oft seine Frau auf ihre alte Rede zurückkam, doch schwieg er still; und da ihm gemeldet wurde, daß alle Vorbereitungen zum Feste getroffen wären, so schickte er zu seiner Tochter und ließ ihr sagen, daß sie zu Tische kommen sollte, und machte sich selbst auf, die Königin in den Festsaal zu führen.

Helene säumte nicht, dem Rufe ihres Vaters zu folgen, dessen sie schon geraume Zeit mit ihren versammelten Frauen und Fräulein wartete.

Als sie so mit ihrem Gefolge über den Hof hinschritt, da zeigte sich wohl die Wahrheit dessen, was dereinst Leupold von ihr gesagt hatte: sie glänzte vor ihren Frauen recht wie das reine Gold glänzt, das

auf ein seidenes Gewand gestickt ist. Denn wie schön auch die übrigen Jungfrauen waren, und wie prächtig sie auch in ihren Festkleidern glänzten, so überstrahlte sie alle doch die Schönheit Helenens, die mit einer goldenen Krone geschmückt an ihrer Spitze dahinschritt und mit edlem Anstand in den Saal trat.

Da erhob sich ein großes Gedränge unter den Rittern, denn jeder wollte das liebliche Wunder des Hofes, Constantins schöne Tochter sehen.

Kaum jedoch hatten sie ihre Neugierde befriedigt und die Schönheit des anmuthigen Kindes bewundert, als auch schon neuer, unerhörter Glanz ihre Augen auf sich zog.

Dietrich nämlich und seine Genossen zogen in den Saal ein und überboten durch die Pracht und Kostbarkeit ihrer Kleidung Alles was jemals in Constantinopel gesehen war. Natürlich zeichnete sich Dietrich unter ihnen wie durch Würde und Schönheit seiner Gestalt, so auch durch äußeren Glanz aus. Auf seinem goldenen Hute leuchtete ein blutrother Edelstein, dessen Werth allein viele königliche Geschmeide aufwog, und sein Hermelinmantel war mit Edelsteiuen so besäet und mit den schönsten Goldstickereien so kunstreich verziert, daß die Ritter eben so, wie vorhin beim Eintreten Helenens, sich drängten und schaarten, um die ausgesuchte Pracht und Herrlichkeit recht in der Nähe begaffen zu können.

Und das war für Niemand schlimmer, als für Helenen. Denn das gute Kind, das doch ihren Vater zu keinem anderen Zwecke um diese ganze Festlichkeit

gebeten hatte, als um den vielbewunderten Dietrich in aller Muße betrachten zu können, ward nun durch die Menge der unnützen Gaffer um ihre beste Festfreude betrogen, und konnte am ersten Tage nicht zu dem ersehnten Anblick gelangen.

Und auch an den folgenden Tagen war der Tisch Dietrichs von Neugierigen stets so umstellt, daß die schöne Königstochter kaum einen halben Schimmer von allem Glanze des Helden mit einem flüchtigen Blicke auffangen konnte.

Es dauerte aber das Fest drei volle Tage, und als am dritten Tage nach der Sitte der Zeit das fahrende Volk der Sänger und Spielleute sich an die Tische der Herren stellte, um ihre Freigebigkeit zu erproben: da war es wiederum Dietrich, der mit seiner königlichen Freigebigkeit alle Uebrigen — den König selbst nicht ausgenommen — beschämte. Denn er schenkte den fahrenden Leuten, die auf seine Milde hofften, nichts Geringeres, als eben denselben kostbaren Mantel, den alle Welt bewundert hatte; und wie er selbst, so thaten auch seine Ritter und Mannen: jeder gab seinen Mantel mit freundlicher Miene an einen der Bittenden hin, und so ward Mancher, der arm und hablos zu ihm gekommen war, zu einem reichen Manne.

Kein Wunder, daß das Lob Dietrichs höher schallte, als irgend eines anderen, und daß sein Name häufiger genannt wurde, als Constantins, der doch das Fest angerichtet hatte und der sonst gewohnt war, immer der Erste zu sein und zu heißen.

VII. Der unrechte Schuh.

Als das Festmahl vorbei war, und Helene mit ihrem Gefolge sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, da war des Erzählens und Rühmens von dem unvergleichlichen Dietrich kein Ende. Jede hatte etwas Besonderes gesehen oder gehört, was sie nicht glaubte verschweigen zu dürfen, und so plauderte die eine von der wunderbaren Schönheit des fremden Ritters, die andre von seiner prächtigen Kleidung, diese von seiner würdevollen Haltung, jene von seiner anmuthigen Stimme; hier wurde die Weisheit seiner Worte geprie-sen, dort seine mehr als königliche Freigebigkeit, — kurz, es gab keine Tugend, die den Mann und Ritter ziert, die nicht von den Dienerinnen Helenens an Diet-rich bemerkt und jetzt, wo sie nach Herzenslust schwatzen durften, getreulich berichtet wäre.

Helenen wurde von all dem Erzählen der Kopf ganz warm, und ihr könnt wohl denken, daß das Lob, welches hier wie aus einem Munde dem Herrn Dietrich gesungen wurde, den Antheil, den das schöne Kind, wenn auch unbewußt, schon an dem stolzen Fremdling genommen hatte, nur noch steigerte. Wie unwillig war sie über das ganze Fest, das allen ihren Dienerinnen die volle Augenweide, ihr aber kaum einen flüchtigen Anblick des bewunderten Helden gewährt hatte! Wie schmollte sie im Stillen über die unnützen Gaffer, die den herrlichen Mann um-stellt und umringt hatten! Ja selbst auf Dietrich war sie nicht ungeneigt, einen Theil ihres Zornes

fallen zu lassen, da er, wie sie meinte, ja leicht hätte eine Gelegenheit suchen und finden können, sich ihr zu zeigen und zu nähern. Es war ihr ja nur darum zu thun gewesen, zu sehn, was alle Welt angesehen, und zu prüfen, ob aller Welt Bewunderung guten Grund hätte.

Doch hütete sie sich wohl, diese ihre Empfindungen vor ihren Hoffräulein zu offenbaren; sie stellte sich vielmehr — und das war der beste Beweis, wie sehr ihr Herz bereits für den schönen Helden eingenommen war, — sie stellte sich also, als ob sie des Rühmens und Erzählens satt, und als ob der gefeierte Gegenstand ihres Lobes ihr von Herzen gleichgültig wäre.

„Sollte man doch meinen," sagte sie lachend und nicht ohne einen leichten Anflug anmuthigen Spottes," sollte man doch meinen, daß ihr Mädchen in eurem Leben noch keinen Mann gesehn hättet, da ihr so viel Aufhebens von Tugenden macht, die jedermann haben sollte. Hört nun auf zu erzählen und lasset mich mit Herlinden allein, denn ich bedarf der Ruhe. Und wenn ihr wieder mit mir in meines Vaters Festsaal gehet, so vergeßt mir nicht über die Fremden die Einheimischen, es möchte sonst von guten Rittern Klage gegen euch erhoben werden."

Die Fräulein kicherten unter einander und zogen sich, den Worten ihrer Herrin gehorsam, zurück. Kaum aber waren Helene und Herlinde allein, so brach der ganze Unmuth des schönen Königskindes aus, und es zeigte sich wohl, daß das arglose Fünkchen

Neugierde schon in die gefährliche Flamme einer tiefe=ren Leidenschaft auszubrechen drohte. Denn sie konnte nicht Worte genug finden, um ihrem Aerger über das ganze Fest, das nun völlig unnütz erschien, Luft zu machen, und die gute Herlinde, die auf Dank gerech=net hatte, empfing nun nichts als die bittersten Vor=würfe. Alle Einwendungen, alle Trost= und Beschwich=tigungsgründe, die diese hervorsuchte und geltend machte, waren umsonst; Helene hatte sich einmal darauf gesetzt, den allbewunderten Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und wo möglich mit ihm zu reden, um so, wie sie sagte, selbst prüfen zu können, ob das Ge=rücht lüge oder die Wahrheit sage. Denn daß der Gedanke an den Helden schon dauernd in ihrem Her=zen weilte, und daß nur noch Dietrichs belebende Gegenwart fehlte, um den Gedanken in Neigung und die Neigung in Liebe umzuwandeln, das wußte sie selbst nicht. Denn obgleich äußerlich zur schönen Jung=frau erblüht, war sie im Herzen doch noch zu sehr Kind geblieben, um die Regungen ihres eigenen Inne=ren verstehen zu können.

Und als echtes Kind zeigte sie sich auch darin, daß jeder Widerspruch Herlindens ihren Unwillen nur noch steigerte und sie in dem, was sie sich einmal ins Köpfchen gesetzt hatte, noch mehr bestärkte. So redete sie sich immer mehr in Hitze und vergaß über dem Wunsche, den Herrn Dietrich zu sehen und zu spre=chen, alle ängstlichen Bedenken und Rücksichten.

„Ich muß ihn sehen," sagte sie, „es koste, was es wolle! Und da es nirgends anders geschehen kann,

so will ich ihn hier in meinem Zimmer sehen. Ja ich will, Herlinde, sieh mich an so groß wie du willst, hier in meinem Zimmer will ich ihn sehn!"

Herlinde schüttelte zwar sehr bedenklich das Haupt, aber da sie wohl sah, daß mit Worten gegen das Trotzköpfchen nicht aufzukommen war, so schwieg sie und harrete der weiteren Entschließungen ihres geliebten Pfleglings.

Helene aber ging unruhig und schmollend eine Weile im Zimmer auf und ab, bis sie plötzlich wieder vor der vertrauten Pflegerin stehn blieb und mit der einschmeichelndsten Stimme und unter den zärtlichsten Liebkosungen zu ihr sagte:

„Liebste, beste Herlinde, weißt du denn keinen Rath mehr? Wahrlich, wenn es mit Fug und Anstand geschehen könnte, daß ich ihn heimlich sehen dürfte, so sollte der Bote fünf meiner besten Armspangen um den tugendlichen Mann von mir verdienen, wenn er mir den Helden schnell in mein Zimmer brächte."

Herlinde war klug und erfahren genug, um einzusehen, daß Helene sich nach einem andern Boten umsehn würde, wenn sie nicht selbst den gefährlichen Dienst übernähme, und dann stand zu befürchten, daß die zarte Angelegenheit in unrechte Hände geriethe und nichts als Unheil daraus entstünde, was jetzt vielleicht noch zu verhüten war. Sie erklärte daher ihre Bereitwilligkeit, den gewünschten Botengang zu thun, obwohl sie ihre großen Bedenken bei der Sache habe. Nur das eine tröste sie noch, daß der

Held zu jeder Zeit eine solche Schicklichkeit gezeigt habe, daß zu hoffen stehe, sie würde ohne Schimpf mit ihm fahren.

Helene küßte die Freundin auf beide Wangen und tanzte vor Freuden um sie hernm, Herlinde aber ging schnell in ihr Gemach und nahm die kostbarsten Kleider, die sie hatte, und schmückte sich so schön und so sauber, als es sich nur immer für einen so wichtigen Gang geziemte.

Dann ging das kluge Weib zu dem Herren Dietrich. Er empfing sie mit allen Ehren, sie aber setzte sich zu ihm und sprach dem Recken ins Ohr: „Meine Herrin, die Tochter des Königs, entbietet dir freundlichen Gruß und Ergebenheit. Du sollst zu ihr kommen, da will die hohe Jungfrau dich selbst um deiner Ehre willen empfangen, dessen kannst du in allen Treuen bei meiner Herrin versichert sein."

Da sprach Dietrich mit großem Ernste: „Frau, du versündigst dich an mir armen landflüchtigen Manne. Wodurch habe ich deinen oder deiner Herrin Spott verdient? Aber so geht es leider stets den Unglücklichen, daß zu ihrem eigenen Leiden sich auch noch der Hohn der Glücklichen gesellt. Gestehe es nur, deine Herrin dachte nicht daran, mich zu sich zu entbieten. Wenn du aber Lust hattest, Jemanden zum Narren zu halten, so sind hier bei Hofe genug Herzöge und Fürsten, mit denen du deinen Scherz besser treiben kannst, als mit mir."

Erschrocken antwortete Frau Herlinde: „Um Gott, Herr Dietrich, glaubet doch nicht, daß ich mich jemals

vermessen könnte, mit so hohen Herren und tugendlichen Helden meinen Spott zu treiben. Nein! in vollem Ernst hat meine Herrin mich beauftragt, zu euch zu gehn, denn sie wundert sich sehr, daß ihr schon lange an diesem Hofe gewesen seid, ohne sie sehen zu wollen, und sie weiß nicht, was sie von euch denken soll. Deß aber könnt ihr versichert sein, daß der jungen Königin jede Ehre lieb ist, die euch widerfährt, auch wenn sie euch nicht sehen dürfte; wolltet ihr aber ihre Bitte erfüllen und zu ihr gehn, so thätet ihr kein Unrecht daran, und eurer Würdigkeit würde dadurch kein Abbruch geschehen."

Als Dietrich die Angst der guten Frau sah und ihren wiederholten Auftrag vernommen hatte, sagte er lächelnd: „Ich sehe wohl, daß es dein Ernst ist, und ich zweifle nicht an dem Auftrage deiner schönen Herrin, der Gott es lohnen möge, daß sie an mich gedenkt. Aber es sind hier bei Hofe so viele Merker und Aufpasser, daß sich in Acht nehmen muß, wer seine Ehre behalten will, zumal wenn er als Landflüchtiger in fremdem Reiche lebt, denn er kann nie so gut handeln, daß es Alle, die bei Hofe sind, für gut nehmen. Du aber sage deiner schönen Herrin meinen Dank und Dienst zurück, wenn ihr daran gelegen ist, und sage ihr, daß ich sie nicht aufsuchen darf des bösen Gerüchtes wegen. Denn ich fürchte, es könnte uns beiden zur Schande laut werden, dann aber verbietet mir der mächtige Constantin das Reich, und ich muß vor dem Könige Rother immer weiter fliehn und kann mich nirgends mehr halten."

Als Herlinde diesen Bescheid vernommen hatte, wollte sie gehn, Dietrich aber bat sie noch eine Weile zu warten, und rief seinen Schatzmeister Asprian und befahl ihm zwei Paar Schuhe zu bringen, das eine von Gold, das andre von Silber, dazu einen kostbaren Frauenmantel und zwölf goldrothe Armspangen.

Als Asprian das Verlangte gebracht hatte, nahm Dietrich einen silbernen Schuh und einen goldenen und gab beide, so wie den Mantel und die Armspangen an Frau Herlinden, und sagte: „So soll man einer Königin Boten belohnen!"

Da dankte Frau Herlinde und eilte fröhlichen Muthes von dem Herrn Dietrich zu ihrer Herrin, und sagte ihr getreulich wieder, was ihr aufgetragen war: daß der Held sorgsam seiner Ehre achte und die Huld Constantins nicht verscherzen möge. Darum wolle er nicht zu ihr kommen des bösen Gerüchtes wegen. Denn wenn es Constantin erführe, so würde er abermals vertrieben und müsse dann immer weiter vor dem Könige Rother fliehen.

„Vor dem Könige Rother?" fragte Helene sinnend, und dachte eine Weile an Alles, was ihre Mutter ihr von Rother und seiner Brautwerbung und seinen unglücklichen Boten erzählt hatte. „Aber was geht uns Rother an? wir haben es jetzt mit Dietrich zu thun, und da der mich nicht sehen will, so ist es wohl offenbar, daß ich unglücklich bin. Hat er dir denn sonst nichts aufgetragen?"

„Nichts, als daß er dir seinen Dank und Dienst entbieten läßt, wenn dir daran gelegen wäre. Mich

aber hat er königlich beschenkt und dadurch wohl seine Freude über deinen Gruß bewiesen. Sieh nur diesen Mantel und diese Armspangen und diese köstlichen Schuhe hat er mir gegeben. Gewiß, Helene, man muß gestehen, er ist eben so freigebig, als er schön ist."

Dabei zeigte sie dem schönen Königskinde alle die Herrlichkeiten und pries beim Vorzeigen unermüdlich die Schönheit und Tugend Dietrichs.

Helene aber hatte die beiden Schuhe ergriffen und betrachtete staunend ihren kostbaren Glanz und ihre zierliche Form. „Höre, Herlinde," sagte sie, „die Schuhe mußt du mir verkaufen, damit ich doch etwas von dem Herrn Dietrich habe. Ich will dir alle beide mit Gold anfüllen und dir dann den Inhalt geben, wenn du mir die Schuhe lässest."

Herlinde ließ sich den Kauf gefallen, und nun eilte Helene zu versuchen, ob die Schuhe paßten. Rasch nahm sie den goldenen Schuh und zog ihn über den rechten Fuß. Der Schuh paßte wie angegossen. Das war eine Freude! Rasch also den silbernen her und auf den andern Fuß gezogen! Aber was ist das? Der linke Fuß ist doch eben so fein und zierlich gebaut, als der rechte, und der silberne Schuh ist nicht kleiner und ungeschickter gearbeitet, als der goldne, und doch will der Fuß nicht hinein!

Umsonst schob Helene den Schuh hin und her, umsonst rückte und drückte sie den Fuß, umsonst suchte sie es durch Auftreten zu erzwingen: sie wurde heiß und ihr Gesicht roth von der Anstrengung, aber der

Schuh war und blieb widerspänstig und wollte in keiner Weise passen.

Endlich fiel ihr ein, daß der Schuh vielleicht eben so wie der goldene für den rechten Fuß gemacht wäre, sie sah ihn nochmals darauf an, zog den goldenen Schuh rasch aus, versuchte den silbernen auf den rechten Fuß zu ziehen, und siehe da! es ging: der Schuh saß wie angegossen.

„O wehe!“ rief sie, „es ist ein unglückseliger Mißgriff mit den Schuhen geschehn, Herlinde; sie sind beide auf einen Fuß gemacht! Was nun? Es wäre doch ein Jammer, wenn wir zu dem rechten nicht auch den linken erlangen könnten; denn sieh nur, wie prächtig der hier sitzt. Liebste, beste Herlinde, du mußt noch einmal zurück zu dem Herrn Dietrich und ihm sagen, was für einen Mißgriff er gethan hat, und dann mußt du ihn auch so lange bitten, bis er dir verspricht, selber zu kommen. Wenn er wirklich von edlem Geschlechte ist und gute Art gelernt hat, so darf er mir die Bitte nicht abschlagen.“

Herlinde äußerte zwar ihre Bedenken und ihre Furcht, daß die Sache übel ablaufen könnte, doch da sie einmal den ersten Schritt gethan, konnte sie den zweiten nicht verweigern, und zudem hatte der tugendliche Held durch seine Freigebigkeit ihre Gunst bereits so gewonnen, daß sie ihm nicht minder wie ihrer lieblichen Herrin zu Liebe alle Gefahr vergessen und den Gang nochmals wagen wollte.

Sie machte sich auch sofort auf den Weg und lief so hurtig über den Hof, daß die Hofleute gewiß

ihre spitzen Bemerkungen über ihren ungesetzten Gang gemacht hätten, wenn sie zugegen gewesen wären. Zum Glück waren aber keine da, weil ein großes Speerwerfen, womit die Ritter sich erlustigten, alle nach dem Hippodromoshofe gezogen hatte.

Als Herlinde abermals zu Dietrich kam, empfing er sie mit würdigem Ernste und ganz mit der Miene, als sähe er sie zum ersten Male. Er wußte aber recht gut, weshalb sie zurückkam, und freute sich im Herzen nicht wenig, daß ihm die List mit den Schuhen so gut gelungen war.

„Edler Herr," sagte Herlinde, „nehmt es nicht für ungut, daß ich wieder zu euch komme, aber es ist ein Mißgriff mit den Schuhen geschehen. Ich habe sie um euretwillen meiner Herrin gegeben, und da sie ihr ausnehmend gefallen, so bedauert sie sehr, daß beide auf einen Fuß gemacht sind, und läßt euch ersuchen, ihr zu dem rechten auch den linken Schuh zu schicken. Zugleich läßt sie ihre Bitte wiederholen, ihr möget sie in ihrem Zimmer besuchen, wenn ihr wirklich von edlem Geschlechte seiet und gute Art gelernt habet."

„Ich thät' es gerne," sprach Dietrich, „aber die Hofleute melden mich."

„Nein," antwortete Herlinde, „sie erlustigen sich auf dem Hippodromoshofe, die Ritter werfen die Speere und die Uebrigen schauen zu, und es ist so großer Jubel daselbst, daß ihr unbemerkt zu meiner Herrin kommen könnt. Laßt mich nur vorangehn und folgt mir schnell nach."

„Nun," sagte Dietrich, „deiner Herrin Wille geschehe. Zuvor aber laß mich nach den Schuhen fragen."

Da rief er seinen Kämmerer Asprian; der aber kam und klagte, daß ihm heute gar keine Ruhe gelassen werde, so viel Gänge habe er zu thun.

Dietrich lachte und tröstete den geplagten Mann mit der Aussicht auf bessere Tage; jetzt aber müsse er eilig nach den zurückgebliebenen Schuhen sehen und ein passendes Geschenk für Frau Herlindens neuen Botendienst beschaffen.

Asprian eilte den Auftrag zu erfüllen und brachte alsbald die verlangten Schuhe so wie einen Mantel und zwölf goldene Armspangen, eben so kostbar und schön gearbeitet, wie die, welche Herlinde das vorige Mal erhalten hatte.

Dietrich nahm die Schuhe und sagte, er werde sie selbst nachbringen, den Mantel und die Spangen aber ließ er Herlinden geben, die über solche Freigebigkeit fast erschrocken war und kaum Worte des Dankes finden konnte. Dietrich versprach nochmals, bald nachkommen zu wollen, und Herlinde eilte nun, ihrer Herrin die ersehnte Freudenbotschaft zu überbringen.

Nun berief Dietrich seinen getreuen Freund und Rathgeber, den alten Berther, zu sich und erzählte ihm Alles, was zwischen ihm und der schönen Königstochter verhandelt war, und daß er versprochen hätte, sie in ihrem Zimmer zu besuchen.

„Nun Gott sei Dank!" sagte der alte Berther, „das ist doch etwas, und wenn ihr den Besuch so

nützet, lieber Herr, wie ihr es wohl könnt, so läßt sich viel davon hoffen. Vergeßt mir nur meine armen Söhne nicht, die noch immer elendiglich in ihrem Kerker schmachten, und ich bin ihnen so nahe und kann ihnen nicht helfen. Nun, nun, es wird ja mit Gottes und eurer Hülfe besser werden. Geht nur getrost zur Prinzessin, ich will schon dafür sorgen, daß keiner euch hingehn sieht. Unsre Ritter sollen einen solchen Jubel und Lärm vollführen, daß alle Welt genug daran zu sehen und zu hören haben soll.

„Vortrefflich," antwortete Dietrich, „und ich verspreche dir, daß ich deiner treuen Freundschaft danken und nimmer vergessen werde, daß ich nicht allein um der schönen Braut willen, sondern eben so sehr deiner Söhne und meiner guten Boten halber in dieses Land gefahren bin."

Berther eilte, die nöthige Anzahl Ritter zu berufen, und den Riesen zu sagen, daß sie sich zu der Lustbarkeit bereit machen sollten. Das geschah bald, und nun zog Berther mit ihnen auf den Hippodromoshof, wo sie seinen Wünschen und Andeutungen gemäß bald alle Zuschauer und Lacher um sich versammelten. Man konnte aber auch nichts Tolleres und Lustigeres sehen, als die ungeschlachten Riesen, die allerhand possirliche Streiche vollführten: Purzelbäume schlugen, den Bärentanz darstellten, einander über die Köpfe wegsprangen und dergleichen Thorheiten mehr begingen. Genug, daß sie ihren Zweck vollkommen erreichten, denn in Constantinopel war so etwas noch nicht gesehen, und es gab dort wie überall

bei allen Leuten Neugierde genug, um ihre Aufmerksamkeit durch Luftsprünge zu fesseln und von allen andern Dingen fern zu halten.

Während dessen wartete die junge Königin sehnsüchtig auf den versprochenen Besuch. Und Dietrich hielt Wort. Sobald er glaubte, daß Berthers Gesellschaft alle Gaffer an sich gezogen hätte, ging er mit zwei edlen Rittern, die seine Ehrenwache bilden sollten, über den Hof nach dem Zimmer der Prinzessin.

Als er eintrat, blieben die beiden Ritter ehrerbietig an der Thür zurück, er selbst aber wurde von der lieblichen Helene aufs Freundlichste empfangen.

„Schöne Herrin," sagte er, „ihr habt mir befohlen, daß ich statt des unrechten Schuhs den rechten bringen sollte, und habe nicht zögern wollen, eurem Verlangen nachzukommen und so den Mißgriff wieder gut zu machen, der zuvor mit den Schuhen geschehen war. Erlaubt, daß ich mich nun selbst überzeuge, ob ich den passenden Schuh gefunden habe."

Dabei zeigte er den silbernen Schuh, der auf den linken Fuß gemacht war.

Helene sah den Helden freundlich an und antwortete: „Was du mich bittest und bitten wirst, das sei dir gerne gewährt, wenn es mit unser beider Ehren geschehen kann, du edler Held. Ich habe aus keinem andern Grunde nach dir geschickt, als weil ich um deiner Tugend und Tapferkeit willen dich zu sehen wünschte. Ob der Schuh, den du mitbringst, der rechte ist oder nicht, wirst du am besten sehen können, wenn du selbst ihn mir an den Fuß passest."

Dietrich verneigte sich und winkte dem schönen Kinde, daß es sich auf einen Sessel setzen sollte, er selbst aber nahm einen Fußschemel und ließ sich darauf zu ihren Füßen nieder. Helene setzte ihre Füße sanft gegen Dietrichs Knie, und Dietrich schickte sich an, den zarten Fuß leise anfassend, den Schuh darüber zu ziehen.

Wie die Beiden so einander gegenüber saßen: die Jungfrau holdselig erröthend und doch in kindlicher Unbefangenheit herniederlächelnd auf den neuen Dienstmann, den sie gewonnen hatte, und der Mann zwar demüthig, aber doch in edelster Haltung zu ihren Füßen und bald nach dem Schuh, bald nach der schönen Herrin emporblickend — da konnte Herlinde keinen Blick von ihnen verwenden und dachte bei sich, daß ein schöneres Paar in Gottes weiter Welt nicht gefunden werden könnte.

Als der Schuh angezogen war, legte Dietrich seine Hand über die Spitze desselben und hielt die Füße der Jungfrau sanft auf seinen Knieen zurück. Und er schaute auf und blickte ihr in die hellen Augen und dachte bei sich, daß es jetzt Zeit wäre, eine entscheidende Frage zu thun. Da sprach der kluge Mann:

„Es hat gar mancher Mann um deine Hand geworben, nun sage mir, du schöne Jungfrau auf deine Treue und auf dein Christenthum, welcher unter Allen gefiele dir am besten und welchen würdest du nehmen, wenn es in deinem Willen stände?“

Da sah ihn Helene lächelnd und mit einem Blicke an, aus dem die Antwort, die Dietrich wünschte, schon zu lesen war; sie aber sann eine Weile nach,

wie sie dem schönen Helden ihres Herzens Wahrheit sagen könnte, ohne doch ihrer Ehre etwas zu vergeben. Dann sprach sie holdselig erröthend:

„Das sage ich dir bei meiner Seele und so wahr ich getauft bin, so viel auch stattlicher Wigande und Ritter aus allen Ländern gekommen sind, so war doch Keiner, der sich dir vergleichen konnte, und ich mag wohl glauben, daß nie eine Mutter ein lieblicheres Kind geboren hat, als dich. Denn du bist aller Tugend Meister und an Schönheit ohne Gleichen. Sollte ich aber die Wahl haben, so nähme ich am liebsten einen hohen und mächtigen Helden, dessen Boten in dieses Land gekommen sind und in meines Vaters Kerker liegen, der ist Rother geheißen und sitzt westwärts über dem Meere. Von ihm und seiner Macht und Herrlichkeit hat meine Mutter mir so viel erzählt, daß ich immer Jungfrau bleiben will, wenn mir der gewaltige Held nicht zu Theil wird."

„Ei," sagte Dietrich, „wenn du den König Rother zum Manne haben willst, so will ich dir bald dazu verhelfen, denn es lebt kein Mann in der Welt, dem ich dich lieber gönnte. Er hat mich zwar jetzt aus seinem Lande vertrieben, aber er hat mir doch in früheren Zeiten so viel Liebes und Gutes erwiesen, daß ich wohl Ursache habe, es ihm zu danken und zu lohnen."

Da lächelte die Jungfrau und sagte: „Kühner Held, verstelle dich nicht, ich sehe wohl, daß du vom Könige Rother nicht vertrieben, sondern als sein Bote in dieses Land gekommen bist; darum laß die Verstel-

lung vor mir schwinden und sage mir Alles, was dir aufgetragen ist und fürchte nicht, daß ich dich verrathen werde."

Als Helene das gesagt hatte, sah sie Dietrich fest an und sprach zu ihr: „Nun denn, da du die Wahrheit hören willst, so stelle ich alle meine Dinge Gottes und deiner Gnade anheim: Deine Füße stehn in Rothers Schooße!"

Da erschrack die Jungfrau heftig und zog rasch den Fuß zurück und sagte: „Gott verzeihe mir meine Ungezogenheit. Mein Uebermuth hat mich irre geführt, daß ich meine Füße in deinen Schooß gesetzt habe. Und bist du der herrliche Rother, so kann kein König bessere Tugend gewinnen, und von welchem Geschlechte du auch sein mögest, so sollte es mir von Herzen lieb sein, wenn Gott dich nun zu mir gesendet hätte. Aber noch kann ich es nicht glauben, daß du die Wahrheit redest. Wärest du in Wahrheit der König Rother, so nähme ich nichts von dem zurück, was ich vorhin gesagt habe und wollte dir folgen, wohin du mich führtest. So aber muß es ungeschehen bleiben, obgleich ich gestehe, daß kein schönerer Mann auf Erden lebt, den ich lieber nähme, als dich, wenn du wirklich der König Rother wärest."

Da redete Dietrich-Rother mit klugem Sinne: „Wenn dir daran liegt, die Wahrheit ernstlich zu prüfen, so können dir die armen Herren, die in dem Kerker deines Vaters schmachten, dazu dienen. Könntest du mich mit ihnen zusammenführen, so würdest du bald sehen, ob sie mich als ihren Herrn und König erkennen."

Helene sann eine Weile nach und sagte dann: „Traun! das erbitte ich mir mit klugen Listen von meinem Vater, daß ich die armen Boten aus dem Kerker bringe. Das weiß ich aber im Voraus, daß er sie mir auf keinen Tag überläßt, wenn ich ihm nicht einen Mann stelle, der sich mit seinem Leben dafür verbürgt, daß Keiner von ihnen entrinne, bis man sie wieder in den Kerker gebracht hat, in dem sie gefangen sind."

Da antwortete Dietrich: „Ich will sie über mich nehmen und mich morgen bei dem mächtigen Constantin mit meinem Leben für sie verbürgen, wenn er zu Hofe geht."

Da küßte das liebliche Mägdlein den Herrn zum Abschiede und er ging mit Ehren aus ihrem Zimmer und eilte mit seinen zwei Rittern zurück in seine Herberge.

Hier angekommen schickte er schnell zu Berther auf den Hippodromoshof und ließ ihm sagen, daß er die Spiele einstellen könnte und zu ihm kommen sollte. Das ließ Berther sich nicht zweimal sagen, denn ihn verlangte sehnlich zu hören, was sein Herr bei der Zusammenkunft mit dem schönen Königskinde für seine armen Söhne erwirkt hätte. Darum ließ er rasch den Kreis seiner Ritter und Riesen auseinander gehn und kümmerte sich nicht viel um das Bedauern der schaulustigen Menge, die gern noch mehr gesehen hätte, sondern ritt schnell zur Herberge Dietrichs, seines Herrn, zurück.

Dietrich erzählte dem getreuen Freunde Alles, was ihm widerfahren war und wie das holdselige

Mägdlein ihm versprochen hätte, ihn mit seinen lieben Boten zusammenzubringen. Da rollten dem alten Berther die Freudenthränen über die Wangen, und sie lobten beide Gott, daß er ihnen die Hoffnung wieder gesendet nach so langem und vergeblichem Harren, und sie getrösteten sich der Zuversicht, daß der Allmächtige nun bald Alles zu einem guten, gedeihlichen Ende wenden werde.

VIII. Der Gefangenen Trost.

Helene aber brachte die Nacht schlaflos zu, denn sie dachte ohne Aufhören an den unvergleichlichen Helden und seine Worte, und sie sann nach über die List, mit der sie die gefangenen Boten aus dem Kerker befreien und mit Dietrich zusammenbringen wollte.

Endlich als es zu tagen begann, hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und Herlinde wunderte sich nicht wenig, als sie sah, daß die schöne Jungfrau in ein schwarzes Gewand schlüpfte und sich schleierte, und einen Stab in die Hand und einen Palmzweig über die Schultern nahm, gleich als wenn sie eine fromme Pilgerfahrt antreten wollte.

„Und wohin willst du denn pilgern?“ fragte endlich die neugierige Freundin, als sie sah, daß Helene in ihrem Schweigen verharrte.

„Zu meinem Vater,“ sagte lächelnd Helene, verneigte sich schalkhaft gegen Herlinde und ging aus dem Zimmer.

Herlinde ahnte zwar, daß hinter der Verkleidung ihres lieben Pfleglings die List stecke, mit der die

Gefangenen von dem Könige erbeten werden sollten, aber sie wunderte sich doch, daß das liebliche Kind diesmal nicht, wie sonst, immer um ihren Rath gefragt hatte. Sie bedachte nicht, daß die Liebe das rathbedürftige Kind über Nacht zur selbstständigen Jungfrau herangereift hatte, die bei ihrem eigenen Herzen zu Rathe gehen konnte.

Als Helene bei ihrem Vater eintrat, erschrak er über den Anzug wie über das ernste Gesicht seiner Tochter und fragte, was ihr zugestoßen sei, und was das Alles zu bedeuten habe.

„Lieber Vater," sagte die listige Jungfrau, „mir träumte diese Nacht, der allmächtige Gott sendete mir seinen Boten und ließ mir sagen: weil ich während meines Lebens so wenig an ihn gedacht, sondern meinen Sinn auf die Eitelkeit der Welt gestellt hätte, so sollte ewige Verdammniß mein Theil sein, wenn ich mich nicht entschließen wollte, außer Landes zu pilgern und freiwillig das Elend zu bauen."

„Ei, Töchterchen," sagte Constantin, „was redest du doch von Pilgerschaft und Elend! Bin ich nicht mächtig genug, dich selbst gegen die Hölle zu schützen?"

„Nein, Vater, das seid ihr nicht, denn gegen des Allmächtigen Kraft ist alle eure Gewalt wie ein Wind, und wenn ihr nicht wollt, daß ich an meiner Seele ewiglich verderben soll, so lasset mich die Pilgerfahrt antreten, wie beschwerlich sie mir auch fallen möge."

„Giebt es denn kein andres Mittel, für dein Heil zu sorgen und Gottes Zorn abzuwenden?"

„Es giebt wohl eins, und der Gottesbote hat es mir selbst gesagt, aber ich scheue mich deinen Unwillen zu erregen und will es deshalb lieber gar nicht nennen.“

„Was sprichst du von meinem Unwillen, liebes Kind? Ist das Mittel der Art, daß es dich mir erhält, so soll es mir willkommen sein und meinen Zorn in keiner Weise erregen. Aber welches Mittel ist es, nenne es, und du wirst sehn, wie unnöthig deine Scheu gewesen ist.“

Da erzählte Helene, daß der himmlische Bote gesagt habe, wie die Noth der gefangenen Boten Rothers den Allmächtigen erbarmt habe. „Darum, wenn du mir die edlen Männer auf eine Weile auslieferst, daß ich sie waschen und baden lassen kann, auf daß sie Gnade haben mögen an ihrem armen Leibe, so wird mir Gott die Sünden vergeben und keine härtere Buße verlangen. Ich begehre sie nur auf drei Tage, nach deren Verlauf sie in ihren Kerker zurückkehren mögen.“

Constantin machte freilich ein langes Gesicht, als er die Rede der gefangenen Boten hörte, doch konnte er nach dem, was er gesagt hatte, die Bitte nicht füglich abschlagen, und so versicherte er denn dem lieben Töchterchen, daß er die Boten gern auf drei Tage frei geben wollte, nur müßte er freilich einen ehrenhaften Mann haben, der sich mit seinem Leben dafür verbürgte, daß keiner von ihnen während der drei Tage entränne.

„Laß nur heute,“ sagte Helene, „bei Tische wieder die besten Ritter erscheinen und mich dazu, so

wird sich ja durch meine Bitten schon einer bewegen lassen, die Bürgschaft zu übernehmen."

„Gut," sagte Constantin, „es soll sein, wie du begehrst." Da küßte ihm Helene dankbar die Hand und ging mit derselben ernsten Miene, mit der sie gekommen war, wieder weg. —

Als nun die Zeit nahte, daß Constantin zu Tische ging, erschien unter den vielen Herzögen und Großen, die da geladen waren, auch Dietrich mit seinen edelsten Mannen. Helene war schwarz gekleidet zugegen und keiner wußte, was es zu bedeuten hatte. Als aber das Wasser zum Handwaschen herum gereicht wurde, ging die liebliche Jungfrau zuerst am Tische ihres Vaters herum und fragte mit bittender Stimme die reichsten und mächtigsten Herzöge des Reiches, ob sie wohl Jemand so lieb hätte, daß er sich getraute mit seinem Leben für die gefangenen Boten Rothers zu bürgen, wenn man sie drei Tage aus ihrem Kerker ließe?

Da sahen sich die reichen und mächtigen Herzöge unter einander an und räusperten sich, als wollten sie eine Antwort geben, aber die Antwort blieb ihnen allen in der Kehle stecken.

Helene hatte das vorher gewußt und ging weiter zu den Rittern Constantins und wiederholte ihre Frage. Aber die Ritter dachten bei sich: „Wenn so mächtige Herren wie Herzöge sich des Dinges nicht getrauen, wie kommen wir denn dazu?" Und darum erfolgte auch von ihnen keine Antwort.

Helene hatte auch das voraus gesehen, und obgleich sie eine betrübte Miene annahm, war sie doch im Herzen froh über die Muthlosigkeit der Ritter ihres Vaters, und ging nun zu dem Helden, mit dem sie das Alles schon verabredet hatte.

„Nun gedenke aller deiner Güte, Held Dietrich," sagte sie, „und hilf mir aus der Noth, indem du dich mit deinem Leben für die Boten verbürgst. Meines Vaters Mannen sind verzagt, sie getrauen sich des Dinges nicht, du aber sollst deinen Edelmuth mit mir theilen, daß ich dessen genießen könne, wenn gleich auch du es lieber bleiben lassen möchtest. Um deiner Tugend und Tapferkeit willen gewähre mir den Wunsch."

„Gern, Herrin," sprach Dietrich, „wenn ihr darum bittet, und sollt' es mir auch an das Leben gehen, ich übernehme die Bürgschaft, die ihr verlanget." Da überantwortete Constantin die gefangenen Boten feierlich vor allen Freunden und Mannen der Bürgschaft Dietrichs und ermächtigte ihn, die Elenden auf drei Tage aus dem Kerker zu nehmen, am vierten Tage aber alle ohne Ausnahme wieder in das Gefängniß zurückzuführen.

Dietrich machte sich sogleich mit seinen Mannen auf, und des Königs Mannen folgten ihm an den Kerker, in dem die Boten in elender Haft gefangen lagen und kraftlos und erbärmiglich lebten. Der alte Berther stand und weinte heimlich Thränen des Schmerzes und der Freude bei dem Gedanken an die lange Noth seiner Söhne, aus der sie nun auf kurze Zeit befreit werden sollten.

Endlich brach man den Kerker auf und das Tágeslicht erschien nach langer Zeit wieder auf die armen Gefangenen.

Erwin war der erste, den man hinaus führte. Großer Gott! wohin war seine blühende Jugend, sein kräftiger Arm und seine fröhliche Munterkeit? Er sah bleich und abgezehrt aus wie der elendeste Bettler.

Als ihn sein Vater, der alte Berther, erblickte, jammerte ihn der Anblick so, daß er sich abwandte und die Hände rang, denn weinen durfte er nicht vor den Mannen Constantins, obgleich ihm kein größeres Herzeleid seit seiner Geburt widerfahren war, als jetzt, da er seinen lieben Sohn in solcher Noth sehen mußte.

Inzwischen waren auch die übrigen Gefangenen, Grafen wie Ritter, aus dem Kerker gebracht, und sie sahen alle nicht besser aus, wie der arme Erwin, sie trugen alle die Farbe des Elends und die Kleider der Noth; Leupold, ihr Oberster, hatte kaum noch so viel Lumpen an seinem Leibe, um seine Blöße decken zu können, und von dem harten Lager, das er in dem Kerker gehabt hatte, war ihm der ganze Leib wund oder geschwollen.

Dietrich, der gute Held, stand traurig bei dem Leide und durfte doch nicht weinen, um sich vor den Mannen Constantins nicht zu verrathen. Die armen Gefangenen aber wußten nicht wie ihnen geschah, da sie aus dem Kerker kamen. Da sie das Tageslicht so lange nicht gesehen hatten, waren sie wie geblendet und sie schauten wie schlaftrunken nach ihren Befreiern, und wenn ihnen die Gesichter bekannt schienen, so war

ihnen doch Alles wie ein Traum. Ihre Glieder waren aber von der langen Noth so entkräftet, daß sie kaum stehen oder gehen konnten.

Der alte Berther winkte seinem Herrn, daß er den armen Nothhaften bald Erquickung verschaffen sollte, und Dietrich befahl nun, sie alle nach seiner Herberge zu schaffen. Da sprangen seine Mannen hinzu und griffen den Matten unter die Arme und führten sie mit sich fort in die Herberge Dietrichs, ihres Herrn.

Als sie angekommen waren, setzte sich Erwin neben Leupold und flüsterte ihm in's Ohr: „Lieber Bruder, siehst du dort den greisen Mann mit dem schönen Barte stehn? Als ich aus dem Kerker kam und er mich in meiner Noth zuerst schaute, wandte er sich um und rang die Hände, wie einer, dem das Weinen nah ist, und der doch nicht weinen darf vor den Leuten. Es war mir dazumal zwar wie ein Traum, aber wenn ich das würdige Antlitz länger betrachte, so wird mir wunderbar lieb zu Muthe. Wie, wenn der gute Gott in seiner Barmherzigkeit ein großes Wunder an uns begehn will, daß wir von hinnen kommen? Denn wahrlich, lieber Bruder, wenn ich mich nicht ganz täusche, so ist jener würdige Greis kein anderer, als unser lieber Vater."

Da sah auch Leupold den alten Berther an, und da auch ihm die Augen aufgingen, lachten und weinten die beiden Brüder vor Freude und Schmerz.

Der alte Berther aber, der sich noch nicht zu erkennen geben durfte, drehte sich rasch um und lief zu

Asprian, daß er Kleider für die armen Boten besorgte, und gab Befehl, daß Alles nach Gebühr bereitet würde, um die siechen Männer zu waschen und zu baden und mit Speise und Trank zu erquicken.

Das geschah denn auch Alles, wie er gewünscht und befohlen hatte. Leupold und seine unglücklichen Genossen wurden gebadet und gewaschen und ihre Leiber mit weißen Hemden und stattlichen Gewändern gekleidet, und von Speise und Trank wurde ihnen gereicht, was für ihre entkräfteten Glieder das Zuträglichste und Stärkendste schien.

Durch diese Pflege, noch mehr aber durch die Freude, der gräßlichen Noth des Kerkers entronnen zu sein, gewannen sie wieder frischen Lebensmuth und erholten sich sichtlich. Sie blieben aber den ersten Tag und die erste Nacht in Haft in der Herberge Dietrichs. Doch dünkte ihnen, da sie so gut gepflegt und gebettet waren, die Haft gleich der köstlichsten Freiheit, wenn sie an die Noth zurück dachten, die sie im Kerker gelitten hatten.

Am andern Morgen bat Helene ihren Vater, daß er ihr erlaubte, in die Herberge Dietrichs zu gehn, um die Gefangenen nach Gottes Willen zu bedienen und zu pflegen.

Der König gab ihr Urlaub; da eilte sie rasch über den Hof in die Herberge Dietrichs und ward von dem Herrn aufs Ehrerbietigste empfangen. Sie aber befahl, daß nur die Gefangenen und die Mannen Dietrichs bleiben, alle fremden Ritter aber sich entfernen sollten.

Da folgten die Mannen Constantins ihrem Befehle, und es war nun Niemand mehr da außer denen, die über das Meer gefahren waren.

Die Gefangenen aber saßen gerade bei Tische, denn der alte Berther wollte sie so oft wie möglich mit Speise und Trank erquicken und machte selbst den Truchseß bei seinen Söhnen.

Helene freute sich, daß die Gefangenen bereits schön gekleidet waren, und setzte sich zu ihnen und redete ihnen freundlich zu, daß sie die Noth vergessen und aller Gaben freundlich genießen sollten, die ihnen hier geboten würden.

Während dessen war Dietrich hinter einen Vorhang getreten und hatte sich seine Harfe bringen lassen, auf der er nun zu spielen anfing.

Als er die ersten Griffe gethan hatte und die Töne der ersten Singweise erklangen, die er vor Zeiten seinen getreuen Boten vorgespielt hatte, als sie zu Schiffe stiegen, um nach Constantinopel zu fahren, da horchten die guten Männer auf, und wer von ihnen schon den Becher an den Mund gesetzt hatte, der ließ ihn wieder sinken vor freudiger Ueberraschung, denn sie kannten die Tonweise wohl und wußten, daß sie sie in ihrer Heimath vernommen hatten, nur fiel ihnen nicht sofort ein, von wem und bei welchem Anlaß.

Dietrich aber spielte fort, und als die erste Melodie zu Ende war, begann er nach einigen Zwischengriffen die zweite zu spielen. Und es war ihnen, als wenn bei jedem Tone eine Erinnerung mehr in ihrer Seele wach würde, und als die Weise am vollsten

und zugleich am lieblichsten erklang, da riefen sie sich zu: „Unter solchen Klängen haben wir Abschied genommen von unserm Vaterlande.“ Und indem sie das sagten, füllten sich ihre Augen mit Thränen, denn sie gedachten an alle Lieben, die sie daheim gelassen hatten, an Eltern, Geschwister und Freunde und an den herrlichen König Rother, um dessentwillen sie alle Noth erduldet hatten, und dem zu Liebe sie gern noch länger dulden wollten, wenn ihre Augen ihn nur wieder erblicken sollten.

Als aber Dietrich die dritte Singweise zu spielen anhub und nun auch seine helle Stimme dazu erklingen ließ, da erkannten sie die volle Wahrheit und riefen laut weinend: „O Herr und König Rother, wo bist du? Komm herbei, du herrlicher Spielmann, denn kein anderer Mann verstehet diese Weisen als du.“

Da kam Rother hinter dem Vorhang hervor und seine getreuen Boten sprangen auf und eilten zu ihm und drängten sich, sein Antlitz zu schauen, seine Hand zu ergreifen und zu küssen, und als er sie nun nach der Reihe küßte und unter Thränen bei sich willkommen hieß, da schluchzeten sie alle vor übergroßer Rührung, und war ihnen doch, als hätten sie keinerlei Noth gehabt und wären immer in Freuden gewesen, da sie ihren lieben Herrn wieder vor Augen hatten.

Der alte Berther greinte während der Zeit in seinen Bart hinein und weidete seine Blicke an dem herzlichen Wiedersehen. Als ihm aber die Zeit lange däuchte, bis die Reihe auch an ihn kam, drängte er sich mitten unter die Schluchzenden und rief halb

lustig, halb ärgerlich: „Und ich bin wohl für gar nichts da?“

Aber kaum hatte er diese Worte gerufen, so sprangen auch schon Leupold und Erwin herbei und fielen ihm mit den Worten: „du bist doch unser Vater Berther?“ um den Hals und herzten und küßten ihn.

„Freilich bin ich's,“ sagte der alte Berther, „denkt ihr denn, daß ich zu Hause auf der Bärenhaut liege, wenn es gilt, euch aus der Noth zu befreien? Aber jetzt, Kinder, setzt euch hurtig wieder zu Tische und eßt und trinkt, denn ihr habt viel nachzuholen, und was auch wohl zu bedenken ist, ihr müßt auf Vorrath essen, und außerdem kann ich auch besser erzählen, was zu erzählen ist, wenn ihr sitzt.“

Damit schob er die lieben Söhne wieder an den Tisch und auf ihre Plätze und nöthigte auch die Andern, wieder Platz zu nehmen; dann setzte er sich zwischen seine Söhne und erzählte ihnen, daß sie auf Verwendung der schönen Königstochter auf drei Tage frei wären, nachher aber wieder in ihr Gefängniß zurück müßten. Doch wollte er schon dafür sorgen, daß das Quartier besser würde und außerdem hoffte er, daß die längste Zeit ihrer Noth nun vorüber sei.

Helene war tief ergriffen von Allem, was sie gesehn und gehört hatte. Die Rührung Rothers und seiner Getreuen hatte auch ihr Herz erschüttert, und als die Uebrigen weinten und schluchzten, demüthigte sich die liebliche Jungfrau vor Gott und betete in ihrem Herzen zu ihm, daß er ihr die Sünde der

Lüge vergeben möge um des guten Werkes willen, das sie an so guten Männern vollbracht habe.

Als nun die Uebrigen wieder saßen, kam Dietrich zu der schönen Königstochter, verneigte sich anmuthig vor ihr und fragte sie leise: Zweifelst du noch, daß ich der König Rother bin?"

„Nein!" erwiederte sie, „und wenn es Gottes Wille ist, so werde ich dein und keines andern Mannes Weib."

„Wohl mir!" sagte Rother, „daß ich das aus deinem Munde höre; aber wenn es gilt Vater und Mutter verlassen, wirst du mir folgen, wohin ich dich führe?"

„Ich werde dir folgen um deiner Tugend und um meiner Liebe willen."

„Aber ich darf dich nicht mit mir nehmen, ohne zugleich meine herrlichen Boten zu befreien. Wie sollen sie aus dem Kerker entrinnen, wenn ich sie übermorgen wieder hinein bringe, wie ich bei meinem Leben versprochen habe?"

Da lächelte Helene und sagte: „Ist nicht die List stärker, als Gewalt, und ist dir nicht der Schlüssel des Kerkes überantwortet? Wohlan so benutze die Nacht, ehe deine Mannen wieder hinein müssen, und schicke von deinen Leuten kräftige Arbeiter mit Brechstangen und Eisenwerkzeugen hinein, daß sie unter der Erde einen Gang brechen und graben, durch den sie später entrinnen können, ohne deinem Wort und deinem Leben zu schaden."

„Deine Weisheit," sagte Rother, „ist so groß, als deine Schönheit, und wenn Gott mir dich zum Weibe bescheert, so werde ich ihm ewiglich für solchen Segen danken."

Da verabschiedete sich die Jungfrau und Rother begleitete sie ehrerbietig vor die Thür und bat sie, am nächsten Tage wieder zu kommen, um nach ihren Schützlingen zu sehen.

Von nun an ließ Dietrich die Boten, für die er sich mit seinem Leben verbürgt hatte, frei in die Stadt ausgehn, wohin und wie lange sie wollten, damit sie auch die Luft, die sie so lange entbehrt hatten, nach ihrem Wohlgefallen genießen könnten.

Als das die Leute Constantins sahen, murreten sie unter einander und bezüchtigten den edlen Dietrich der Fahrlässigkeit, und es fanden sich bald Angeber, die zum Könige gingen und ihm sagten, daß Dietrich nicht auf die Gefangenen achte und sie gehen ließe, wohin sie wollten, also daß zu fürchten stände, daß sie alle entfliehen würden.

Wenn aber die Angeber auf einen guten Lohn oder auch nur auf einen freundlichen Dank von ihrem Könige gehofft hatten, so hatten sie sich verrechnet. Constantin sagte trocken zu ihnen: „Laßt euch nicht kümmern, was nicht eures Amtes ist. Dietrich haftet mir mit seinem Leben für die Gefangenen, und er ist so verständig, daß er keinen wird entrinnen lassen." —

Den Söhnen Berthers aber und ihren Genossen vergingen die drei Tage mehr als zu schnell, und ehe

sie sich dessen versahen, war die Stunde da, in der man sie wieder in den Kerker zurückführen mußte.

Doch hatte der alte Berther die beiden letzten Nächte nach Kräften benutzt, um Alles hinein zu schaffen, was den Gefangenen den traurigen Aufenthalt erleichtern konnte: Betten und Kleider und so viel Speise und Trank, daß sie viele Monate davon leben konnten. In der letzten Nacht aber waren auch von Dietrichs Leuten kunstfertige und kräftige Männer hineingeschickt, die den klugen Rath Helenens ausführen und einen unterirdischen Ausweg aus dem Kerker brechen sollten. Sie hofften damit, wenn ihnen von Dietrichs Herberge aus entgegen gearbeitet werde, in einem Monate fertig zu werden.

Diese Aussicht tröstete den alten Berther und seinen Herrn, als sie die guten Boten wieder in den Kerker zurückführen mußten. An der Thüre standen die Männer, die Constantin damit beauftragt hatte, die Gefangenen zu zählen. Es fehlte nicht einer, und die Angeber, die noch immer geglaubt hatten, es würde wohl der eine oder der andere entwischt sein, hatten sich abermals verrechnet.

In dem Kerker aber war es so dunkel, daß Constantins Leute nichts von dem wahrnehmen konnten, was der alte Berther hineingeschafft hatte, und ohne Argwohn schlossen sie, als alle hineingezählt waren, die Thüre wieder zu.

IX. Die Entführung.

Es waren noch nicht volle drei Wochen ins Land gegangen, seitdem man die Gefangenen in den Kerker

zurückgebracht hatte, als sich eine gewaltige Heerfahrt von vielen Rittern und Reisigen gegen den König Constantin erhob, da Ymlot, der König von Babylonien, der ein furchtbarer Heide war, den König von Constantinopel zu seinem Lehnsmann und Unterthanen machen wollte. Niemand hatte ihm bis jetzt widerstehen können, alle Reiche hatte er sich mit großer Gewalt unterworfen, also daß er ein Herr über alle heidnischen Länder war und in seiner Ueberkraft und Herrlichkeit sich ein Gott zu sein dünkte.

Da kamen landflüchtige Leute nach Constantinopel, der herrlichen Stadt, und meldeten dem Könige ihre Noth und fragten zaghaft und mit Schrecken, ob er sich und sie wehren und schützen könnte, denn ein mächtiges Heer zöge gegen ihn heran.

Da sprach Constantin: „Wer könnte so mächtig sein, daß er mich zu bestehen wagte? Bin ich nicht der gewaltigste König, und fürchten nicht alle Fürsten meinen Namen?“

Da ward ihm geantwortet: „Herr, es ist nicht Zeit, ruhmredig zu sein, und deiner Macht zu schmeicheln, denn die Gefahr ist größer als du denken magst. Es ist der König Ymlot von Babylonien, der dich mit seinem Heere heimsuchen will. Ihm dienen viele Könige und Fürsten, und in seinem Heere sind hundert Tausende der tapfersten Krieger.“

Da erschrak Constantin über die Botschaft und klagte seinen Freunden sein Leid, denn er fürchtete vor der Ueberzahl des feindlichen Heeres nicht bestehen zu können.

Dietrich aber, der gute Held, tröstete seinen Muth und sprach: „Halte dich wohl, Constantin, und fürchte dich nicht. Gieb mir in meine Bürgschaft die elenden Gefangenen, die Boten Rothers, es ist mancher kühne Mann unter ihnen, und wenn sie Roß und Rüstung erhalten, so können sie deinen Feinden gar manchen Schaden zufügen. Dazu besende deine Mannen, wie auch ich meine Ritter und Anhänger sammeln will, und dann wollen wir mit vereinter Kraft den Feinden entgegen fahren."

Constantin dankte ihm und willigte in alle seine Vorschläge. Wie froh war er, daß er damals, als er die Boten Rothers einkerkern ließ, seinen Kämmerern anbefohlen hatte, die Rosse und Rüstungen der Gefangenen vollzählig und wohl beisammen zu halten! Denn nun, da man ihrer bedurfte, brauchte er nur zu winken, und sie wurden alsbald wieder zur Stelle geschafft. Dazu besandte Constantin seine Mannen; und sie kamen auf seinen Ruf, so schnell sie konnten, wohl funfzig tausend an der Zahl.

Dietrich aber und seine theuren Wigande gingen an den Kerker und nahmen die zwölf Königsboten und ihre Genossen heraus. Die freuten sich nicht wenig, daß sie früher, als sie gehofft hatten, das Licht des Tages wieder sahen, und ihre Freude steigerte sich noch, als man ihnen ihre Rosse und Rüstungen wieder gab. Sie saßen herrlich auf ihren weißen Rossen, die unter den jungen Helden muthig einhersprangen. Dazu sammelte Dietrich seine Mannen und den ganzen Anhang, den er durch seine Tugend und Freigebigkeit

sich gewonnen hatte. Wohl zwanzig tausend Mann standen bei Dietrichs Fahne.

Als Alle beisammen waren, brachen sie auf und ritten wohl sieben Nächte weit gegen die Heereskraft des Feindes. Endlich lagerten sie sich so nahe, daß sie den Rauch des feindlichen Lagers sehen konnten.

Da hoben sich die Sorgen, denn es war wohl zu sehen, daß der Feind ihnen an der Zahl überlegen war, Dietrich aber tröstete sie und war mit den Seinigen stets in der vordersten Schaar.

Als die Nacht hereinbrach, befahlen die Mannen Constantins einer dem andern sein Weib und Kind, denn sie glaubten nicht mit dem Leben davon zu kommen.

Dietrich aber und seine Freunde hielten einen heimlichen Rath gegen die Heidenschaft, die da vor ihnen lagerte, und sie dachten an die Ehre, die sie haben würden, wenn sie den mächtigen König Ymlot ohne Constantins Beistand und ohne seinen Schaden fangen oder schlagen könnten.

„Traun!“ sprach Widolt, der grimmige Riese, „kommen wir unter das Volk, so werde ich gegen die Heiden nicht den Sanften spielen, darauf können sie sich verlassen, und läßt man mir die Hände frei, so geht es ihnen an den Leib!“

Da waffnete sich Asprian mit seinen zwölf Riesen in die leuchtenden Panzer, und mit aller Kühnheit und Kraft wollten sie sich gegen die Heiden heben. Der alte Herzog von Meran aber hieß Dietrichs Man-

nen fleißig wachen und großes Getöse erheben. Er sprach: „Mein Herr will mit den Seinen zum Könige Constantin, der nach ihm gesendet hat.“

Da war mancher gute Held zum Kriege gerüstet, und Niemand wußte um das Vorhaben, als die Freunde, die über das Meer gefahren waren. Als Dietrich mit seiner Schaar fortzog, da leuchtete ein güldener Panzer vor ihnen, den trug der allerzornigste Mann und dazu eine furchtbare Eisenstange, vor der Nichts bestehn konnte, die tröstete Dietrichs Volk, es trug sie aber der riesige Held Widolt.

Der getreue Leupold sagte aber zu den Riesen, sie sollten sich mitten in der Schaar halten, auf daß ihre Panzer nicht zu weit leuchteten und so die Schaar den Heiden vor der Zeit verriethen.

Nun ritt Dietrich mit seinen Getreuen auf einen weiten Umwege um das feindliche Lager herum und kam von einer ganz andern Seite an die Vorhut des Heidenheeres heran und begann nach dem Könige Ymlot zu fragen, er habe sich versäumt und führe dem Herren nun manchen guten Helden zu, der im Kriege gegen Constantin die besten Dienste leisten könne.

Die Helden glaubten den Worten Dietrichs und führten ihn, ohne eine Kriegslist zu argwöhnen, nach dem prachtvollen Zelte des Königs von Babylonien.

Aber kaum waren sie eingelassen, so zückte Asprian das Schwert und ließ seinen Riesen einen Kreis um den König Ymlot schließen und befahl ihm sich schweigend zu ergeben, wenn er das Leben behalten wollte.

Ymlot aber hätte nicht sprechen können, auch wenn er gewollt hätte, denn er war vor Schreck stumm geworden, als er die furchtbaren Riesen und ihre entsetzlichen Stangen erblickte. Und so ward der mächtige Mann, der sich in seiner Herrlichkeit ein Gott zu sein dünkte, ohne Schwertstreich von Dietrichs Mannen gefangen und gebunden hinweg geführt.

Nun begann Dietrich und seine Getreuen nach Art tapferer Degen unter die dichte Schaar der Feinde zu gehn und mit dem Rufe: „Euer König ist gefangen, unser ist der Sieg!" das Heer nieder zu machen. Widolt wirthschaftete mächtig mit seiner Stange; was ihm von Heiden vorkam, schlug er nieder wie der Donner und zermalmte es wie Staub. Nicht anders die andern Riesen. Da konnten sich die bestürzten Heiden nicht halten und flohen vor dem grimmen Tode, der ihnen auf den Fersen war.

Als das Dietrich und seine Mannen vollbracht hatten, legten sie den starken Widolt wieder an die Kette und zogen mit dem gefangenen Könige wieder zurück in ihr Zelt, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Aber der Wächter des Lagers hörte das Geräusch, das ihr Kommen verursachte, und rief mit lauter Stimme: „Wohlauf, Herr Constantin, ich höre deine Feinde mit großem Schalle kommen!"

Da waffnete sich Constantin mit seinen Mannen, und Mancher sprach, als sie vor Dietrichs Zelt kamen: „Nun sehet, wie Dietrich gleich einem elenden Feigling liegen bleibt, nachdem er uns treulos hergeführt hat. Gewiß, wir sind durch ihn verrathen."

Constantin eilte vor Dietrichs Thür und rief hinein: „Wohlauf, Herr Dietrich! die Heiden wollen uns bestehn und uns den Tod bringen.“

Da rief aber Ymlot, der gefangene König: „Herr, ihr spottet ohne Noth. Heute Nacht, als ich in meinem Zelte lag, kamen furchtbare Riesen und führten mich gefangen hierher, mein Heer aber ist durch diesen Herrn und seine Mannen geschlagen und kann dir keinen Schaden mehr zufügen.“

Als das Constantin vernahm, kehrte er fröhlich um und sagte seinen Mannen, daß Ymlot gefangen wäre durch Dietrichs Hand, und er strafte mit seinen Worten Alle, die den edlen Helden ohne Grund verläumdet hatten. Da gingen die Ritter zu Dietrich und dankten ihm, vor Allen aber Constantin, der ihn bei der Hand nahm und zu ihm sprach: „Ei du theuerlicher Degen, welche Ehre hast du erworben! Hätte ich nur irgend ein Gut, das dir anstände, so sollte es dir zu Dienste sein.“

Dietrich kannte nun zwar ein Gut, das er sich lieber wünschte als sein eigenes Leben, aber er kannte auch den wankelmüthigen Sinn des hochfahrenden Königs und hütete sich wohl, ihn darum zu bitten. Er verneigte sich nur vor dem Könige und sagte, er hätte nichts als seine Schuldigkeit gethan.

Am andern Morgen nahm Dietrich den gefangenen Ymlot und führte ihn vor Constantin und befahl ihn dem Könige und den Seinen in die Hände. Zugleich sprach er: „Wir sollten nun einen Boten absen-

den, der den königlichen Frauen in Constantinopel sagen könnte, was wir gewirkt haben."

„Du hast Recht," sagte Constantin, „und der Bote sollst du selbst sein um deiner Tapferkeit und um meiner Tochter willen. Sage der Königin und meinem Töchterlein, daß wir bald fröhlich heimkehren. Etliches von deinem Volke laß aber bei mir bleiben."

Dietrich sagte Alles zu und ging zu seinen Mannen und sonderte die Fremden aus und schickte sie zu des Königs Fahnen, seine Landsleute aber behielt er bei sich und eilte mit ihnen nach Constantinopel.

Hier eilte er ohne Verzug zur Königin und sagte, daß die Heiden einen großen Sieg über Constantin gewonnen hätten und daß er nur mit Mühe dem Tode entronnen wäre.

Da erschrak die Königin und fragte weinend nach dem Könige und seinen Freunden, und ob sie nicht wiederkehrten?

„Nein," sagte der Held, „Ymlot hat sie alle erschlagen und kommt nun mit der Kraft seines Heeres, um die Stadt zu zerstören. Ich getraue mir nicht, ihm zu widerstehen und muß über das Meer fliehen, denn was in der Stadt ist, das geht Alles dem gewissen Tode entgegen."

Da weinte die Königin laut auf und bat den edlen Helden, daß er sich doch erbarmen und sie und ihre Tochter nicht der grausamen Wuth der Heiden überlassen möge.

„Wenn ihr mit mir fliehen wollt," sagte Dietrich, „so macht euch schnell bereit, aber sagt es nicht

zu vielen, damit die Schiffe nicht zu voll werden und die Leute von Constantinopel nicht unsre Flucht hindern."

Die Königin eilte schnell zu ihrer Tochter und sagte ihr und Herlinden, was sie von Dietrich gehört hatte, und trieb sie unter Thränen an, sich schleunig zur Flucht zu bereiten.

Das geschah denn auch ohne Zögern, und mit ihnen bereitete sich die Schaar der Kammerfrauen, die die allzu laute Klage der Königin vernommen hatten, und von den Kammerfrauen hatten es wieder die Hofleute gehört, die sich gleichfalls zur Flucht fertig machten; und so kam es, daß da eine große Schaar Männer und Frauen beisammen war, als Dietrich kam, um die Königin und ihre Tochter abzuholen. Sie wollten alle aufs Meer und der Wuth der Heiden entrinnen.

Dietrich führte die edlen Frauen zu den Schiffen, wohin seine Mannen schon voraus geeilt waren, und als Asprian den Kammerschatz hinein getragen hatte, und alle Mannen eingestiegen waren, brachte Dietrich die Tochter ins Schiff, die Mutter aber und die übrigen Frauen ließ er am Gestade.

Da weinte die Frau und rief: „O weh, Held Dietrich, wem willst du uns lassen? Nimm mich in das Schiff, auf daß ich bei meinem Kinde bleiben kann."

Dietrich antwortete und sprach: „Gehabt euch wohl, Frau Königin, und lasset euer Seufzen. Euer Gemahl ist nicht geschlagen, wir haben den König Ymlot gefangen und sein Heer besiegt, in drei Tagen

kehrt Constantin mit den Seinen fröhlich zurück. Und dann mögt ihr ihm sagen, seine Tochter sei mit dem Könige Rother westwärts über das Meer gefahren, denn so, und nicht Dietrich, bin ich geheißen."

Da war es der Königin, als wenn sie aus einem langen, bangen Traum erwachte und freute sich nach den Aengsten der finstern Nacht des fröhlichen Sonnenlichtes wieder. Darum wandelte sich ihre traurige Miene alsbald in das Gesicht der Freuden, und sie sprach zu dem, der nun doch ihr Eidam werden sollte, wie sie ja stets gewünscht hatte: „Wohl mir," sagte sie, „daß ich das erlebe! Und gebe dir Gott Freude und langes Leben mit meiner lieben Tochter. Du hättest sie ohne mein Widerstreben erhalten, wenn du mich darum gebeten hättest, wie sehr auch Constantin dagegen ist. Fahr wohl und mögen alle Heiligen dich schützen und geleiten!"

Da rief die liebliche Jungfrau der Mutter ein inniges Lebewohl zu, und die Königin und ihre Frauen gingen lachend in die Stadt zurück, wie sehr auch die Hofleute die Köpfe schüttelten, und wie sehr sie auch den Verlust des holden Kindes beklagten; aber sie gönnten es dem Könige Rother von Herzen, daß ihn Gott mit Ehren in sein Land zurück geleite.

X. Der kluge Spielmann.

Als Rother heim kam, war Amelgrein, den er bei seiner Abreise zum Reichsverweser gemacht hatte, gestorben, und im Lande herrschte Aufruhr und Zwietracht. Sechs Herzöge nämlich, unter denen jener

Alte der erste war, den Berther durch seinen ungefügen Schlag beleidigt hatte, wollten Hadamar, den Herzog von Dießen, zum Könige haben und bedrohten Jeden, der ihnen widersprach, mit Krieg und Verfolgung. Die Getreuen Rothers hingegen suchten die Krone ihrem rechtmäßigen Herrn zu erhalten und vertheidigten sich gegen die Angriffe ihrer Widersacher so lange, bis Wolfhart von Dengelingen, Amelgreins Sohn, das rittermäßige Alter erreicht hatte, und die Herrschaft gleich seinem Vater verwalten konnte, bis Rother zurückkehrte.

Die sechs aufrühreríschen Fürsten erkannten ihn jedoch nicht an und lagen gegen ihn zu Felde mit starker Herreskraft und fügten ihm an Land und Leuten gar manchen Schaden zu. Auch hinderten sie ihn, in der gewöhnlichen Kronstadt Rothers zu weilen, so daß er gezwungen war, in Wälsch-Bern seinen Sitz aufzuschlagen.

Als König Rother die böse Nachricht von diesem Zustande seines Reiches empfing, übergab er seine schöne Braut dem Schutze des getreuen Leupold und zog mit seinen Rittern und Riesen zunächst nach Bern, um die Treue Wolfharts zu erkunden und dann, wenn er ihn treu befunden hätte, mit ihm vereint die widerspänstigen Herzöge zu züchtigen.

Lassen wir ihn nach Bern ziehn und kehren auf eine Weile nach Constantinopel zurück, da wir doch sehen müssen, was für ein Gesicht der König Constantin macht, wenn er die neuen Begebenheiten erfährt.

Mit großem Jubel, wie es dem Sieger gebührt, kehrte er in seine Stadt heim und erwartete nichts

Geringeres, als daß ihm alle Städter entgegen kommen und mit Freuden begrüßen sollten. Aber die Städter, die inzwischen erfahren hatten, welche List Rother ausgeführt hatte, hüteten sich wohl, dem Könige entgegen zu treten. Denn wenn sie ihm ihre Freude bezeugt hätten, und er hätte nachher erfahren, daß ihm sein liebes Töchterlein entführt sei, so hätte er ihre Freude für Hohn genommen, und sie hätten alsdann alle seinen Zorn entgelten müssen. Und ihm die Wahrheit zu sagen, dazu fühlte sich auch Niemand berufen. Sie dachten: er erfährt es noch früh genug, wenn es ihm seine Frau sagt, wozu sollen wir uns das Maul verbrennen?

Constantin wunderte sich sehr über die Stille und Theilnahmlosigkeit seiner Städter, doch tröstete er sich mit der Hoffnung, daß seine Frau und sein liebes Töchterlein auf dem Hofe desto besser für einen festlichen Freudenempfang gesorgt haben würden. Er malte sich schon in seinen Gedanken aus, wie das schöne Kind durch die Freude, ihn wieder zu sehn, doppelt schön sein und ihm zuerst zum fröhlichen Willkommen entgegen eilen werde.

Aber als er auf den Königshof kam, war es dort so still wie in der Stadt: es zeigte sich Niemand zum Empfange, und weder Frau noch Tochter ließ sich blicken.

Da stieg Constantin zornig von seinem Roße und eilte in die Zimmer der Königin, um von ihr den Grund dieser ihm unerklärlichen Unschicklichkeit zu erfahren. Sobald er sie sah, rief er, ohne sie zu begrüßen:

„Wo ist Helene, da sie sich nicht sehen läßt, um mich zu begrüßen?“

„Ja wo ist Helene?“ sagte die Königin. „Entführt ist sie, entführt durch den Helden Dietrich, der gar nicht Dietrich heißt, sondern kein anderer ist, als der mächtige König Rother selbst. Ich habe es dir immer gesagt, daß du noch einmal den Kürzeren ziehen würdest.“

Wenn eine Bärin im Walde auf Beute ausgegangen ist und nun, wenn sie zurück kommt, um den Jungen das Erjagte heim zu bringen, das Lager leer findet, sie kann nicht grimmiger rasen und nicht wuthschnaubender nach dem Feinde zurück rennen, der ihr die Jungen geraubt hat, als jetzt Constantin raste und, ohne die weiteren Erklärungen der Königin abzuwarten, in den Hof zu seinen noch versammelten Mannen zurück stürzte.

„Auf!“ rief er, „auf nach dem Meere, es gilt den Räuber meiner Tochter und meiner Ehre einzuholen!“

Da ergriff wilde Bestürzung das ganze Heer und jeder wandte sein Roß, und in ordnungsloser Hast eilten die muthigen Ritter nach dem Meere, ehe sie erfahren konnten, daß es zu spät sei, und ehe sie daran dachten, daß alles Nachsetzen eitel und vergeblich sei. Erst als das Meer ihrem weiteren Vordringen ein Ziel setzte und Constantin wieder zur Besinnung gekommen war, erfuhr er von den Schiffern, die an dem Gestade ihres Gewerbes achteten, daß Rother schon vor drei Tagen abgefahren, und daß an ein Einholen nicht mehr zu denken sei.

Constantin war außer sich vor Schmerz und Zorn, und da er an Rother seine Rache nicht befriedigen konnte, so sah er sich nach einem andern Gegenstand um, an dem er seine Wuth kühlen könnte.

„Wo ist Ymlot?“ rief er.

Ja, wo war Ymlot? Ueber alle Berge war er, denn er hatte sich die allgemeine Bestürzung und Verwirrung trefflich zu Nutze gemacht und den rechten Augenblick ersehen, da weder seine Hüter, noch irgend ein anderer auf ihn achtete. Niemand wußte, wohin er entronnen sei, und es blieb nichts übrig, als seine Flucht zu beklagen und seine Rache zu fürchten, die um so gefährlicher zu werden drohte, da man bei einem neuen Kriege auf die kräftige Hülfe Rothers und seiner Riesen nicht mehr rechnen konnte.

Darum zeigte sich auch Constantin, als er das Heer entließ, freigebiger, als sonst seine Art gewesen war, und beschenkte alle die Fürsten und Grafen reichlich mit rothem Golde, auf daß sie willig wieder kommen sollten, wenn er ihrer Hülfe aufs Neue wider Ymlot und die Heidenschaft benöthigt wäre.

Als die große Menge der Heerschaaren auseinander gegangen war und die Königsstadt verlassen hatte, kam ein Spielmann an den Hof, der von Constantins großem Leide gehört hatte und der mit klugen Listen den König zu trösten und sich selbst großen Lohn zu verdienen hoffte.

Und er ging zu dem Könige Constantin und sprach zu ihm: „Gehabe dich wohl, Constantin, und traure nicht länger um deine Tochter. Denn wenn

du es mir lohnest, wie es recht und billig ist, so will ich sie dir mit guten Listen aus den Händen des Königs Rother an deinen Hof zurückführen."

„Wenn du das kannst," sagte Constantin, „so will ich dich also reichlich belohnen, daß du selbst dich nimmer darüber beklagen sollst."

„Wohlan!" sprach der kluge Spielmann, „so laß mir ein Schiff ausrüsten mit Allem, was nöthig ist, und laß hinein tragen rothes Gold und edle Gesteine und zierliche Wasserperlen und kostbare Stoffe und Gewande von allerlei Art und auserlesener Schönheit, auf daß wir nicht in Verlegenheit kommen, wenn man zum Kaufen zu uns kommt. Denn ich will als fremder Kaufherr in das Land Rothers fahren und meine Waaren anpreisen und feilbieten, und sehen, daß ich deiner Tochter Neugierde erwecke und sie auf mein Schiff locke und dann zu dir zurückbringe. Zu meiner Sicherheit gebrauche ich aber sechzig wohlgewaffnete Ritter, die ich im untern Schiffsraum verbergen will, damit sie mir beistehen können, wenn ich angegriffen werde."

Constantin fand den Plan vortrefflich und gab Befehl, daß ein Schiff ganz nach dem Willen des Spielmanns ausgerüstet werde und gab ihm auch die sechzig wohlgewaffneten Ritter, die er zu seiner Sicherheit verlangt hatte.

Als Alles fertig und bereit war, stieg der Spielmann, als Kaufherr verkleidet, in das Schiff und fuhr mit günstigem Winde über das Meer nach dem Westlande.

Hier hatte König Rother kaum das schöne Königskind, seine liebe Helene, zu seiner Königin und Gemahlin gemacht, als ihn auch schon die Sorgen und Pflichten des Herrschers wieder von ihrer Seite riefen. Denn nachdem er die sechs auffässigen Fürsten bezwungen und gedemüthigt hatte, war an den fernen Gränzmarken seines Landes neuer Streit ausgebrochen, den er nun mit gewaffneter Hand beilegen wollte.

So war die Königin Helene unter dem Schutze des getreuen Leupold allein mit ihrem Hofstaate zu Bari zurück geblieben, als der verkleidete Kaufherr von Constantinopel landete und seinen Kram auf seinem Schiffe feilbot.

Es fehlte nicht an Neugierigen, die seine Waaren sehen wollten, und da er den Ersten, die kamen, die kostbarsten Sachen für einen Spottpreis verkaufte, so strömte bald eine Menge von Bürgern herbei, die gleichfalls einen so billigen Handel zu machen wünschten, obgleich sie der Aussage der ersten Käufer noch nicht recht trauten. Als aber auch sie so wohlfeilen Kaufes erhandelten, was sie nur wünschten, da wußte Keiner, was er von dem fremden Kaufherrn denken sollte, und die Meisten sagten, daß er ein Thor wäre.

Da geschah es, daß einer von den Bürgern, die da zu kaufen begehrten, unter den vielen Kleinodien, die da ausgestellt waren, einen besonders sorgsam verwahrten Stein erblickte, der ihm ein gewöhnlicher Kieselstein zu sein schien.

Mehr Spottes halber, als im Ernste, fragte er den Kaufherrn, was er denn für den schlechten Kieselstein forderte?

„Ei!" sprach der Kaufherr mit großem Ernste, „ei, sprecht nicht so gering von dem Steine, denn er ist mir für viele tausend Pfund des reinsten Goldes nicht feil."

„Ach geht weg!" sagte lachend der Bürger, „ich sehe wohl, ihr seid in dieses Land gekommen, um seltsamen Scherz mit seinen Bewohnern zu treiben. Denn Gold und Goldeswerth gebt ihr für Pfennige hin und für elende Kieselsteine verlangt ihr ein Königreich."

„Ich sage euch," erwiderte der listige Fremde, „selbst ein Königreich wäre nicht zu viel als Kaufpreis für diesen Stein, denn des Steines geheime Kraft ist groß und wunderbar."

„Ei so laßt doch hören, welche Bewandtniß es mit dem Wundersteine hat," rief der Bürger, und lockte durch seinen Ausruf viele andere Neugierige herbei.

Da sagte der fremde Kaufherr: „So unscheinbar dieser Stein jetzt da liegt, und wiewohl er einem gewöhnlichen Kieselstein fast gleich sieht, so wunderkräftig und prächtig wird er doch, sobald eine Königin ihn in ihre Hand nimmt. Dann gewinnt er einen Glanz, der weithin leuchtet und strahlt, und wen die Königin mit ihm bestreicht, er möge nun lahm oder schief sein, oder irgend ein anderes Gebrechen an seinem Leibe haben, der wird zur Stelle gesund. Ja seine heilende Kraft ist so groß, daß selbst ein Todter, wenn

er von ihm berührt wird, wieder zum Leben aufwacht, vorausgesetzt, daß er noch nicht ins Grab gesenkt ist."

Da staunten Alle, die es hörten und wußten nicht, ob sie den Worten des Kaufmanns glauben sollten oder nicht.

Als er aber sah, daß sie zum Theil noch zweifelten, so fuhr er fort zu reden und sprach: „Es thut mir leid, daß ich euch nicht den Beweis in die Hand geben oder euch selbst die Probe machen lassen kann. Denn daß ich den Stein bei seinem unermeßlichen Werthe nicht aus der Hand geben und zu eurer Königin hinschicken kann, das werdet ihr wohl selbst begreiflich finden. Und die Königin ihrerseits wird auch nicht Lust haben, sich auf mein geringes Schiff herzubemühen, noch kann es mir demüthigem Manne beifallen, sie darum zu bitten oder bitten zu lassen. Ich kann euch daher nichts weiter zum Beweise meiner Behauptungen geben, als die Aufforderung mich zu ergreifen und an den ersten besten Baum aufzuhängen, wenn ihr mir nachweisen könnt, daß ich gelogen habe."

Der Mann sprach mit solchem Ernst und Eifer, daß, wer bis dahin noch gezweifelt hatte, sich nunmehr für völlig überzeugt hielt, und nur das Eine bedauerten sie alle, daß die Königin nicht zugegen wäre, um des Steines Wunderkraft thätig zu beweisen.

Nun war aber unter denen, die des Kaufmanns Worte gehöret hatten, ein angesehener Ritter, der hatte in der Stadt zu Bari zwei kranke Kinder, die seit ihrer Geburt gebrechlich waren und krumme Gliedmaßen hatten. An die gedachte er und die Hoffnung

leuchtete ihm auf, daß seine armen Kindlein vielleicht durch die Gnade der Königin und durch des Steines Wunderkraft wieder geheilt und gesund gemacht werden könnten.

Er ging daher eilends in die Stadt zurück, rief seine vornehmsten Verwandten, stellte ihnen die Sache vor und ging mit ihnen zur Königin, um sie durch seine Bitten zu der gewünschten Gnadenthat zu bewegen.

Helene empfing die Herren freundlich und nach Würden und fragte, was sie begehrten.

Da ergriff der Ritter, der die zwei kranken Kinder zu Hause hatte, das Wort und sagte: „Herrin, es hält an dem Gestade ein fremder Kaufherr mit seinem Schiffe, der hat unter andern Waaren und Kleinodien einen Stein von wunderbarer Art und Kraft. Sobald eine Königin ihn in ihre Hand nimmt, gewinnt er einen Glanz, der weithin leuchtet und strahlt, und wen die Königin mit ihm bestreicht, er möge nun lahm oder schief sein, oder irgend ein anderes Gebrechen an seinem Leibe haben, der wird zur Stelle gesund. Ja seine heilende Kraft ist so groß, daß selbst ein Todter, wenn er von ihm berührt wird, wieder zum Leben auferwacht, vorausgesetzt, daß er noch nicht ins Grab gesenkt ist. So hat der Mann uns gesagt und hinzugefügt, daß wir ihn greifen und an den ersten besten Baum aufhängen sollten, wenn wir beweisen könnten, daß er gelogen hätte. Nun habe ich zu Hause zwei arme kranke Kinder, die seit ihrer Geburt gebrechliche und krumme Gliedmaßen haben, und Niemand hat sie heilen können. Als ich

aber von des Steines Wunderkraft hörte, faßte ich neue Hoffnung, daß sie gesund werden könnten, und die Liebe zu meinen elenden Kindlein hat mir den Muth gegeben, dich zu bitten, ob du vielleicht mit ihnen auf das Schiff gehen und die Gnadenthat um der Liebe Gottes willen an meinen kranken Kindern vollbringen wolltest. Denn der Mann giebt den Wunderstein nicht aus der Hand, und so könnte die That nur auf seinem Schiffe geschehen."

Helene hatte von Natur ein mitleidiges Herz und war gern bereit zu helfen, wo sie helfen konnte, in diesem Falle kam aber zu ihrer Menschenfreundlichkeit noch die Neugierde, die sie bestimmte, dem Ritter seine Bitte sogleich zuzusagen, ja ihn selbst zur Eile anzutreiben, denn sie wollte, sobald er seine kranken Kinder geholt hätte, mit ihm auf das Schiff gehn.

Wäre sie nicht so neugierig gewesen, die unerhörten Eigenschaften des Wundersteines zu prüfen und zu sehen, so hätte sie gewartet, bis Leupold, der auf kurze Zeit abwesend war, zurückgekehrt wäre, und sie hätte ihn dann um Rath fragen können, oder wenigstens hätte der getreue Freund Rothers sie selbst an das Schiff begleitet, und es wäre dann vielleicht Alles anders gekommen, als es nun kommen sollte.

Aber so wartete sie nicht, und sobald der Ritter mit seinen kranken Kindern zurückgekommen war, ging sie, von wenigen Herren und Frauen ihres Hofes begleitet, mit ihm nach dem Schiffe des fremden Kaufherrn.

Der war nicht wenig erfreut, als er Constantins schöne Tochter ankommen sah. Sofort befahl er

allen Fremden, die auf dem Schiffe waren, um der Ehre der Königin willen, ans Land zu gehen; er selbst aber ging der hohen Frau ehrerbietig entgegen und hieß sie feierlich willkommen und fragte, womit er ihr dienen könnte.

Als darauf Helene sagte, daß sie des Steines Wunderkraft prüfen und des Ritters kranke Kinder heilen wollte, verbeugte er sich demüthig vor der Herrin und bat sie, ihm nicht zu zürnen, wenn er aus Furcht, den kostbaren Stein zu verlieren, vorsichtig zu Werke ginge und sie ersuchte, zuvörderst allein und ohne Begleitung mit ihm auf das Schiff zu kommen. Denn wenn die Menge der Uebrigen nachfolgte, so könne leicht ein großes Gedränge entstehen und er um sein kostbarstes Kleinod kommen. „Wenn ihr aber allein mit mir auf das Schiff kommen wollt, hohe Herrin, so will ich euch den Stein in die Hand geben, und ihr könnt dann an den Rand des Schiffes treten und den Stein über alle Lande leuchten lassen und so seine erste Kraft bewähren. Dann wird des Volkes Neugierde befriedigt sein, und wir können dann den Ritter mit seinen kranken Kindern ruhig nachkommen lassen, ohne das Gedränge zu fürchten."

Die Rede des Mannes schien der Königin verständig zu sein, und ohne Argwohn befahl sie ihrem Gefolge zurück zu bleiben und stieg allein die Schiffstreppe hinauf, und der Kaufherr folgte ihr in ehrerbietiger Entfernung nach.

Aber kaum hatte er die letzte Stufe verlassen, so stieß er die Schiffstreppe um, und auf seinen Wink

wurden die Segel aufgezogen und die Ruder gerührt, und ehe das gaffende Volk am Ufer sich noch von seiner Ueberraschung erholen konnte, schwamm das Schiff schon lustig in die Wellen.

Helene, in deren Seele kein Arg war, hatte die Abfahrt noch gar nicht gemerkt und forderte den Kaufherrn auf, ihr den Wunderstein in die Hand zu geben, auf daß sie an den Rand des Schiffes treten und dem Volke seinen Glanz zeigen könnte.

„Lassen wir den Stein und seine Wunderkräfte," sagte der listige Spielmann, „da uns das schönste Wunder gelungen ist, da wir euch, o Herrin, auf dem Schiffe haben. Wollt ihr aber an den Rand des Schiffes treten, so werdet ihr das Ufer fern und das Volk auf dem Ufer ungebärdig sehen, darüber, daß wir auf offner See und nach Constantinopel fahren."

„Um Gott!" rief Helene, „wie hast du mich betrogen, du treuloser, falscher Mann! Nach Constantinopel willst du mich führen? Und wer hat dir befohlen, diesen Verrath auszuführen?"

„Kein anderer, als euer lieber Vater, der König Constantin, der vor Sehnsucht nach euch und eurem Anblick fast vergangen ist."

Da jammerte die unglückliche Königin und weinte laut, als sie sah, daß sie so schmählich verrathen und ihrem lieben Manne, dem Könige Rother, entrissen war. „Wehe!" sprach sie, „wie bald ist der schöne Traum unsrer Freuden zergangen, den ich mit dir, mein geliebter Gatte, zusammen geträumt habe! Nun ist Klage und Traurigkeit unser beider Loos, denn wie

du im bittern Herzeleid um mich dich grämen wirst, wenn du den Verrath erfährst, so vergehe ich schon jetzt in der Noth meines Herzens darüber, daß ich von dir gerissen bin."

Aber wie sehr die schöne Königin auch klagte und weinte, das Schiff nahm seinen Lauf und brachte sie richtig nach Constantinopel.

Hier erscholl die neue Botschaft gar bald von Munde zu Munde, daß es dem listigen Spielmann gelungen wäre, Constantins schönes Töchterlein dem mächtigen Könige Rother wieder zu entführen, und Constantin machte sich mit der Königin auf, die liebe Tochter fröhlich zu empfangen, und Alt und Jung folgte ihm nach.

Das war wohl ein seltsames Wiedersehn! Es freut sich doch sonst wohl jedes Kind, seine Eltern wieder zu sehn, wenn es weit von ihnen gelebt hat; aber Helene freute sich nicht, ihre Wangen waren bleich und ihre Augen glanzlos vor Kummer, denn sie hatte nur den einen Gedanken, daß sie nun für immer von ihrem blühenden Gemahle getrennt sei und ein freudloses Leben führen müsse. Ihre Mutter fühlte mit ihr ihren Schmerz und zürnte nicht, daß die Tochter nicht freudiger aussah bei diesem Wiedersehn, Constantin aber, dessen Liebe von jeher selbstsüchtig gewesen war, dachte nur an seine Freude und sah nicht die bleichen Wangen, nicht die glanzlosen Augen der unglücklichen Tochter, sondern herzte und küßte sie und kümmerte sich nicht um das Herzeleid, das er ihr angethan hatte.

XI. Neue Fahrt nach Constantinopel.

Als die Städter von Bari sahen, daß der Spielmann ihre Königin über das Meer führte, erschraken sie sehr und fürchteten den Zorn Rothers. Denn da sie wußten, daß der König seine schöne Gemahlin über alle Maßen liebte, so glaubten sie auch, daß sein Unwille und seine Rache alle Gränzen übersteigen würde. Und an wem sollte er seinen Zorn eher auslassen, als an ihnen, vor deren Augen das Unglück geschehen war?

In ihrer Angst und Rathlosigkeit beschlossen sie, dem Zorne ihres Königs aus dem Wege zu gehn und zu fliehen, und sie hätten diesen Beschluß auch ausgeführt, wenn nicht zur rechten Zeit Leupold gekommen wäre und ihnen die Besinnung wieder gegeben hätte.

Ihr könnt wohl denken, daß der getreue Mann großen Schmerz hatte über die Entführung Helenens. Schien es doch, als wenn alle Mühe und Arbeit, und die jahrelange Noth, die er selbst um ihretwegen gelitten hatte, umsonst gewesen wäre. Und Rother — an dessen Kummer mochte er noch gar nicht denken, um nicht sein eigenes Leid vor der Zeit und über die Gebühr zu steigern.

Aber trotz seiner tiefen Betrübniß verlor der herrliche Mann keinen Augenblick die Fassung, und als er die Bürger rathlos sah und ihre kopflosen Beschlüsse hörte, tröstete er sie mit kräftigen Worten und sprach:

„Ist euch denn sonst König Rother ein arger Dränger und Zwingherr gewesen, der euch ungerecht bedrückt und geplagt hat? Oder ist er von Natur ein böser Wütherich, der unsinnigen Launen folgt und seinen Zorn im Blute der Unschuld kühlt? Oder habt ihr nicht vielmehr stets das Muster eines gerechten, weisen und milden Volksherrn in ihm verehrt? Und wenn dem so ist, warum zaget ihr jetzt, da ihr ohne Schuld seid an dem Unglück, das uns alle getroffen hat? Wenn Rother, unser Herr und König, dem Gott wieder zu seinen Freuden verhelfen wolle, nach Jemandes Schuld frägt, so bin ich der Einzige, den er strafen kann. Denn wäre ich zugegen gewesen, wie ich sollte, so hätte ich den Schaden vielleicht verhüten können. Darum zaget nicht und bleibet getrost in euren Häusern, ich will euch vor Rother alle vertreten und alle Schuld, wie ich muß, auf mich nehmen."

Da dankten die Bürger dem Herrn Leupold und gingen getröstet wieder ein jeglicher in sein Haus.

Sieben Nächte waren seit diesem Tage vergangen, als Rother mit seiner Heereskraft siegreich von den fernen Gränzmarken des Reiches nach Bari zurückkehrte und die traurige Botschaft von der Entführung seines lieben Weibes vernahm.

Leupold, der getreue Mann, trat mit trauriger Miene vor ihn und sprach zu dem herrlichen Könige: „Ich habe mich übel wider dich gehalten, Rother. Dein Weib ist wieder über das Meer. Das hat Constantins Mann mit großen Listen vollbracht. Nun

fürchte ich sehr deinen Zorn und weiß, daß ich das Leben durch meine Fahrlässigkeit verwirkt habe. Aber sieh, hier steht mein Bruder Erwin, der wie ich um deinetwillen manchen Tag in Constantins Kerker gelegen hat, wohin die Sonne nicht schien, und wir haben ohne Murren Hunger und Elend gelitten, um unsre Treue gegen dich zu bewahren. Wenn du nun daran gedenkst und uns dessen genießen lassen willst, so schone das arme Volk deiner getreuen Stadt Bari, das keine Schuld hat an dem Unglück, das wir beklagen. Sie waren alle trostlos und fürchteten deinen Zorn so sehr, daß sie aus der Stadt fliehen wollten, aber ich hielt die guten Bürger zurück und tröstete sie, weil sie unschuldig waren, und versprach ihnen, sie vor dir zu vertreten und alle Schuld auf mich zu nehmen, wie ich denn auch in Wahrheit allein der Schuldige bin. Darum bitte ich auch nur für sie und nicht für mich. Richte über mich und gieb mir den Tod, den ich verdient habe nach dem Recht. Da ich den einzigen Reichthum, dessen ein guter Ritter bedarf, nämlich daß er seine Treue und seine Ehre bewahrt, da ich diesen Reichthum nicht mehr rein und ganz besitze, so ist es mir selbst die beste Wohlthat, wenn ich das Leben verliere."

Rother hatte die Rede Leupolds mit großer Bewegung angehört, aber noch wußten die, so zugegen waren, noch nicht, ob die Bewegung dem geliebten Weibe oder dem treuen Freunde gelte, und so standen Alle in harrender Erwartung dessen, was Rother thun oder sagen würde.

Rother aber nahm Leupolden bei der Hand und küßte ihn auf den Mund und sprach mit erhobener Stimme: „Gehabe dich wohl, mein getreuer Freund, und laß die Sorge schwinden, mit der du deinen Leib quälest. Wohl liebe ich mein Weib über alle Maßen, aber weh dem Könige, der um des Weibes Liebe des Freundes Treue vergisset oder übel lohnet. Hättest du nun Grund, meinen Zorn zu fürchten, oder wollte ich dich strafen um meines Unglücks willen, o so wären alle deine treuen Dienste schmachvoll an mir verloren, und ich handelte in Judas Weise an dir. Nein, lieber Leupold, es wird dir nimmer vergessen, was du für mich gelitten und geduldet hast, und wie groß auch mein Schmerz über den Verlust meines lieben Weibes ist, er kann doch nicht so groß sein, daß er zum Zorn gegen dich würde. Darum nochmals, gehabe dich wohl, mein lieber, mein getreuer Freund, und sage auch den Bürgern von Bari, daß sie getrosten Muthes sein und die Furcht ablegen sollen."

Als Rother so gerecht und edel gesprochen hatte, freute sich Niemand mehr, als der alte Berther. „Wohl mir," sagte er zum Könige, „daß ich das an dir erlebe, wie deine Treue die alte Zucht erneuet, die dein Vater auch bewahrete, so lange er lebte. Wäre mir nun mein Leib noch wie vor funfzig Jahren, so wollte ich dir um meines Sohnes willen anders danken, als ich jetzt kann. Aber auch so dünket mich mein Bart noch nicht also grau, daß ich um meines Alters willen daheim bleiben müßte, wenn es gilt, für dich in Kampf und Streit zu ziehen. Wohlauf

nun, ihr Jünglinge, und waffnet euch mit neuem Kriegsmuth, denn das ist doch wohl keine Frage, daß wir nun mit starker Heereskraft über das Meer ziehen müssen, um dem Könige sein liebes Weib wieder zu gewinnen?"

„Wohl gesprochen!" rief Asprian, „und ich frage: wo sind nun die Mannen meines Herrn Rother, an die er sein Gut und seinen reichen Schatz vertheilt hat? Denn die Zeit ist da, daß er ihrer Hülfe bedarf."

Da drängten sich die Herren zahlreich in den Ring, der da um Rother geschlossen war: Leupold und Erwin und Berther und Wolfhart von Dengelingen und viele Andre, deren Namen nicht minder gut klangen, und deren Muth nicht geringer war, und Alle erklärten freudig, daß sie bereit wären, mit dem Könige über das Meer zu fahren, und daß sie ihm so viel streitbare Mannen zuführen wollten, als nur irgend möglich wäre.

Da dankte ihnen Rother und setzte mit ihnen die Zeit fest, bis wohin das Heer beisammen sein sollte, und nun zerstreuten sich die edlen Herren und gingen ein Jeglicher in sein Land, um ihre ganze kriegsfähige Mannschaft aufzubieten.

Als die Zeit voll war, und von allen Seiten die rüstigen Heerschaaren herbei eilten, da war die Zahl des gesammten Heeres so groß, daß der alte Berther dem Könige rieth, eine Auswahl zu veranstalten und die Zurückbleibenden reichlich zu beschenken, auf daß sie in seiner Abwesenheit willig und treu blieben.

Rother befolgte diesen Rath um so lieber, als er diesmal, da Wolfhart die Kriegsfahrt mit bestehn wollte, Keinen hatte, dem er die Krone übertragen konnte. Er wählte daher dreißig tausend Mann aus und entließ die Uebrigen mit reichen Geschenken in ihre Heimath.

Als Alle, die über das Meer fahren wollten, die Schiffe bestiegen hatten, stimmten sie ein fröhliches Reiselied an, und alsbald rauschten die Segel und trieben sie über das weite Meer dem fernen Griechenlande zu.

Als die Fahrt zu Ende und die kriegsmuthigen Männer ans Land gestiegen waren, zogen sie nicht sofort nach Constantinopel, sondern suchten einen Ort etwa eine Meile von der Stadt entfernt, der durch Wald und Berge geeignet war, sie zu verstecken, bis es Zeit wäre hervorzubrechen.

Als nun Alle, Roß und Mann, unter die lustsamen Bäume gezogen waren, und Niemand von den Griechen wußte, wie manchen theuren Wigand der König von Rom in den schönen Wald geführt hatte, da berief Rother den Rath seiner Freunde und sprach: „Höret mich, ihr Mannen und Freunde! Ich will in Wallers Weise vor den König Constantin treten und sehen, ob ich durch gute Listen etwas ausrichten kann, wenn ich ihn um Speise für meine Pilgrimsneuigkeiten anspreche.“

Da sprach Wolfhart von Dengelingen: „Herr, wenn es dein Wille ist, als Pilgrim an den Hof Constantins zu gehn, so gehe nicht allein, sondern

nimm den weisen Herzog von Meran, den alten Berther und seinen kühnen Sohn, den getreuen Leupold mit. Dazu nimm mein gutes Schlachthorn, dessen Klang weithin über die Lande schallet, und wenn du in Noth kommst und unserer Hülfe bedarfst, so blase hinein."

„Ja," sagte Asprian, „wenn wir den Schall des Hornes vernehmen und hören, daß du in Noth bist, so ist Constantins Stadt und Veste verloren, und wie breit auch ihre Straßen sein mögen, wo ich und Widolt, der kühne Mann, stehen, da soll es allen deinen Feinden eng sein."

Rother folgte dem Rathe Wolfharts und nahm das gute Schlachthorn aus seiner Hand und forderte den alten Berther und seinen Sohn auf, ihm an den Hof des Königs in Wallers Weise zu folgen.

Da schlüpften die guten Helden in Pilgrims-Kleidung, ermahnten die Zurückbleibenden, sich sorgsam in dem Walde und zwischen den Bergen zu verstecken, bis es Zeit wäre, hervor zu brechen, und machten sich auf, an den Hof Constantins zu gehn.

Sie waren noch nicht weit von dem Walde entfernt, so trafen sie mit einem guten Recken zusammen, der nach der Stadt reiten wollte. Rother grüßte ihn und fragte nach Neuigkeiten, er sei ein armer Pilger und müsse auf seiner Reise von guter Leute Wohlthat leben, und es sei ihm lieb, wenn er seinen Wohlthätern wenigstens mit einer neuen Erzählung danken könne.

Der Ritter antwortete, daß es hier in Constantinopel nicht an Neuigkeiten fehle, die ganze Stadt

sei voll von den letzten Ereignissen. Und nun hub er an zu erzählen von dem auserwählten Degen Dietrich, und welches Aufsehn er erregt hätte durch seine Tugend und durch seine Freigebigkeit.

Rother hörte lächelnd sein eigenes Lob aus dem Munde des fremden Ritters und spielte den Staunenden, als jener fortfuhr von seinen Thaten zu erzählen, die er gegen den gewaltigen König Ymlot ausgeführt hätte, und als er hinzufügte, daß der unvergleichliche Held kein anderer gewesen sei, als der König Rother, der dem Könige Constantin sein schönes Töchterlein glücklich entführt habe.

Als Rother sein Staunen über alle diese Begebenheiten genugsam an den Tag gelegt hatte, dankte er dem Ritter für seine Mittheilungen in der Meinung, daß die Erzählung zu Ende sei. Aber der Ritter sagte: „Laßt mich nur weiter erzählen, denn das Schlimmste kommt erst. Wenn ihr glaubt, daß des Königs holdseliges Töchterlein noch da drüben über dem Meere bei dem Könige Rother ist, so irrt ihr gar sehr. Da war hier ein nichtswürdiger Spielmann, der sich von Constantin reichen Lohn verdienen wollte; der fuhr als Kaufherr verkleidet hinüber und wußte mit allerlei Künsten die junge Königin auf sein Schiff zu locken und brachte sie auch richtig wieder her."

„Und wie hatte sich die junge Königin dabei?" fragte Rother.

„Das könnt ihr wohl selbst denken," antwortete der Gefragte, „sie war ganz außer sich vor Kummer

und Traurigkeit darüber, daß sie von dem getrennt war, der ihr lieber war, als ihr Leben. Und doch war dieser Schmerz noch viel geringer, als der, der sie jetzt quälte, da sie wider Willen einem Andern zum Weibe gegeben werden soll."

„Wie?" sagte Rother, und hätte sich durch die Heftigkeit seiner Frage einem weniger Unbefangenen leicht verrathen können, „wie? einem Andern zum Weibe gegeben? wie ist das möglich?"

„Laßt mich nur ruhig weiter erzählen," entgegnete der Fremde, „so werdet ihr Alles erfahren, und wenn ihr unwillig seid und die schöne Gemahlin Rothers oder ihn selbst bedauert, so könnt ihr euch mit Vielen trösten, denn es sind Wenige in der Stadt, die dem guten Helden nicht alles Heil wünschten. Doch ich wollte euch erzählen, wie Alles gekommen ist. Nun, ich habe euch vorhin gesagt, wie Ymlot durch Rothers Hand gefangen wurde. Er wurde auch durch Constantin in seine Stadt geführt und mochte wohl schon auf den Kerker gefaßt sein; als aber der König die Entführung seiner Tochter und die Flucht Rothers erfuhr, so richtete er durch sein Toben eine solche Verwirrung an, daß Ymlot sein Heil wahrnehmen und entfliehen konnte. Nun dauerte es nicht lange, bis er mit gewaffneter Hand wiederkam und Rache suchte, und da Constantin dies Mal nicht den Beistand Rothers hatte, so wurde er in der ersten Schlacht besiegt und selbst gefangen genommen. Statt des Lösegeldes verlangte Ymlot Rothers Weib für seinen Sohn Basilistius, Constantin ging darauf ein,

und heute soll seine arme Tochter an den babylonischen Prinzen vermählt werden.“

Das waren nun freilich Neuigkeiten, wie sie der gute Pilgrim Rother nicht erwartet hatte, und es kostete ihn Mühe und Ueberwindung, seinen Zorn zu unterdrücken und sich nicht zu verrathen.

Als der fremde Ritter sie verlassen hatte, klagten die drei guten Helden laut über das Unglück, das die junge Königin erwartete. Der alte Berther ermahnte zur weisen Vorsicht und versuchte ihm den Gang nach dem Hofe abzurathen: unter diesen Umständen sei es besser, sogleich zum offnen Kriege zu schreiten. Da jedoch Rother auf der Ausführung des einmal gefaßten Beschlusses bestand, so fügte sich der Alte dem Willen seines Herrn und folgte ihm mit seinem Sohne an den Hof Constantins.

XII. Rothers Sieg und Glück.

Bei Hofe war große Festlichkeit: Constantin und seine vornehmsten Mannen so wie Ymlot und sein Gefolge waren in dem großen Königssaale versammelt, und Basilistius saß bei Tische an der Seite Helenens, die sich bitter härmte und an ihren lieben Rother gedachte und wünschte, daß er wie ein Falke über das Meer fliegen möchte, um sie aus den Klauen des Geiers zu befreien, dem sie nun unwiderruflich anheimfallen sollte. Sie ahnte nicht, daß ihr Wunsch schon zur Hälfte in Erfüllung gegangen war. Denn sie erkannte so wenig wie einer der Uebrigen die lieben Helden, die in Pilgrimstracht in den Saal getreten

waren und sich unbefangen unter das Gedränge der Gäste gemischt hatten.

Ymlot und seine heidnischen Mannen führten hochmüthige Reden, und ohne auf den Schmerz der jungen Königin zu achten, spotteten sie über den König Rother und brüsteten sich mit dem Unheil, das sie ihm und seinem Weibe angethan hätten, und Constantin war so ganz gedemüthigt, daß er den stolzen Heiden in Allem beistimmte, was sie sagten oder thaten.

Einer von ihnen warf zum Spott die Frage auf, ob wohl Rother über das Meer kommen und sich rächen würde?

„Ei wenn er doch käme!“ rief Ymlot, „wir wollten ihn ergreifen und ins Meer werfen, wo es am tiefsten ist, und die Lust sollte ihm vergehn, edle Könige zu fangen oder schöne Königstöchter zu rauben.“

Helene seufzte tief auf bei diesen Worten und sie schauderte vor dem Gedanken an ihre trostlose Zukunft.

Aber da hatte der gute Pilgrim Rother seine Zeit ersehen und wußte es geschickt anzufangen, daß er, ohne Aufsehn zu erregen, sich der Königin nahen konnte, und als sie ihm, wie das die Sitte und die Achtung, in der die Pilger damals standen, wohl erlaubten, ihren Becher zum Trinken reichte, ließ er heimlich den Ring hinein fallen, den er selbst von seiner lieben Gemahlin erhalten hatte.

Helene erschrak, als sie das goldne Ringlein im Becher sah; aber wer beschreibt die Freude, die sie empfand, als sie es erkannte und daran merkte, daß Rother mit seiner Liebe und mit seiner rettenden Hülfe

ihr nahe sei! Sie vergaß in dem Augenblick alles Unglück und alle Widerwärtigkeit, die ihr durch den aufgedrungenen Verlobten drohte, sie hatte nur den einen Gedanken, daß sie dem geliebten Gatten wieder angehören und bei und mit ihm das verlorne Glück ihres Lebens wieder finden werde. Und in diesem Gedanken lachte sie nach langer Zeit traurigen Ernstes wieder zum ersten Male fröhlich auf und zeigte ihrer Mutter, die in ihrer Nähe saß, das köstliche Zeichen der nahen Hülfe und Rettung.

Aber wie natürlich und erklärlich auch ihre Freude war, so wenig klug war doch die Aeußerung derselben. Denn Basilistius, ihr Verlobter, der dem Pilgrim schon mit verdächtigen Augen angesehen hatte, schloß nun mit Recht aus ihrem ganz ungewöhnlichen Lachen, daß ihr eine freudige Botschaft zugebracht sein müsse, die nicht mit seinen Wünschen übereinstimmen konnte. Seine mißtrauischen Augen folgten ihren Bewegungen, er sah, wie sie der Mutter heimlich den Ring hinhielt, eifersüchtig wie er war, dachte er an seinen begünstigten Nebenbuhler, den König Rother, und als Helene nun das theure Ringlein verbergen wollte, griff er ungestüm danach und, als er die Namen Rothers und Helenens auf dem Ringe las, ahnte er den ganzen Zusammenhang.

Wüthend sprang er auf und rief seinem Vater zu: „Wir sind hier gehöhnt und verrathen, Rothers Diener oder Rother selbst ist in diesem Saale, denn so eben hat meine Braut seinen Ring empfangen."

Da warf Ymlot dem Könige Constantin einen zornigen Blick zu, der aber sprang sofort auf und

rief seinen Mannen zu, daß sie die Thüren besetzen und Niemanden hinaus lassen sollten.

Die guten Pilgrime traten rasch zusammen und fragten sich, was zu thun sei? „Es hilft Nichts,“ sagte der alte Berther, „verbergen können wir uns nicht lange, und entrinnen können wir auch nicht. Wir müssen uns also der Gnade und dem Schutze Gottes anvertrauen und demnächst auf unsern eigenen Muth bauen. Der das Volk Israel durch das rothe Meer geführt und seinen Drängern entrissen hat, der wird auch uns nicht verlassen.“

Als Berther das gesagt hatte, warf Rother sein Pilgrimskleid ab, und seine Gefährten thaten eben so, und die guten Helden standen nun in ihrer Rüstung vor dem ergrimmten Volke da.

„Hier bin ich,“ rief Rother, „und wer etwas von dem Könige Rother will, der halte sich an mich.“

„Greifet ihn!“ rief Ymlot.

Greifet auch die beiden andern,“ rief Constantin, „vornehmlich den Alten mit dem grauen Barte, der seine Lust daran zu finden scheint, gute Leute mit unnützen Heerfahrten zu mühen.“

„Ei,“ rief Basilistius hohnlachend dem Könige Rother zu, „haben wir dich endlich, du feiner Frauen-räuber? Nun wollen wir auch unser Wort getreulich an dir erfüllen und dich im Meer ertränken, wo es am tiefsten ist.“

Rother sah, daß hier jeder Widerstand vergeblich wäre und ließ sich ruhig ergreifen. „Das Glück ist auf deiner Seite,“ sagte er zu Basilistius, „und ich

sehe wohl, daß ich den Tod vor dir verdient habe, wie die Sachen einmal stehen. Aber bedenke wenigstens, daß ich ein König bin gleich dir und deinem Vater und ehre deine eigene Würde, indem du mir den Tod des Ertränkens erlässest. Willst du mich hängen, so thue es, aber hänge mich draußen vor dem Thore auf, wo der Wald und die grünen Berge sind, denn solcher Tod dünket mich lustsamer, als in dem Meere ertränkt zu werden."

Basilistius sagte das ohne Argwohn zu, denn er ahnte nicht, in welcher Absicht Rother nach dem Walde geführt zu werden wünschte. Da auch Ymlot und Constantin einwilligten, wurden die drei guten Helden trotz der heißen Thränen und lauten Klagen der Königinnen gebunden und durch die Stadt vor das Thor geführt, um dort den Tod des Verbrechers zu empfangen.

Aber es kam doch anders, als die stolzen Heiden gerechnet hatten, und der herrliche Rother sollte einen bessern Lohn seiner Tugenden empfangen, als ihm von Ymlot und seinem Sohne zugedacht war. Als nämlich die Nachricht durch die Stadt erscholl, daß Rother an den Galgen geführt werden sollte, regten sich Alle, die Rother dereinst, als er noch den Namen Dietrich führte, reich beschenkt und an sich gezogen hatte. Vor Allen war unter ihnen ein Graf, Namens Arnold, den Rother aus bitterer Armuth zu Reichthum und Ehren verholfen hatte, der nun dem tugendlichen Helden seinen Edelmuth zu lohnen und zu vergelten dürstete. Darum rief er Alle, die an Rother hingen, zusammen und stellte ihnen vor, daß alle Rittertugend

zu Grabe getragen würde, wenn sie litten, daß ein so herrlicher König von den lästerlichen Heiden an den Galgen gebracht würde. Und er entflammte sie mit seinen Reden also, daß sie alle riefen: sie wollten es nicht leiden, und als nun Arnold rief: „so folget mir nach und befreiet den König Rother!" so jauchzten sie kampfmuthig auf und folgten dem edlen Grafen nach, und je näher sie dem Thore kamen, desto zahlreicher ward ihre Schaar, da sich auch von den Städtern Viele anschlossen, die den König Ymlot haßten und dem Könige Rother wohl wollten.

Sie eilten so sehr, daß sie noch nicht eine Stunde geritten waren, als sie den König Ymlot und seinen Zug einholten. Alsbald kam es zum heftigen Kampfe, und als Rother sah, daß ihm so unerwartete Hülfe kam, rief er dem Grafen Arnold, den er erkannte, zu, daß er ihm die Bande durchschneiden sollte, mit denen er gefesselt war. Kaum war das geschehen, so ergriff Rother das gute Schlachthorn Wolfharts und blies so mächtig hinein, daß der gewaltige Schall weit über das Land nach dem Walde und den Bergen hin erklang, wo Rothers Heer verborgen lag.

Da rief Asprian laut: „Unser Herr ist in Noth, wohl auf, ihr Helden, und stehet ihm mit Kraft und Muth bei!"

Da brachen die theuerlichen Degen auf und eilten aus dem Walde und ergossen sich über das Gefilde wie ein Heuschreckenschwarm, und sie kamen zur rechten Zeit auf den Kampfplatz, als Arnold und seine Freunde schon anfingen zu ermatten, und die Heiden schon

hofften, den Sieg zu gewinnen. Das war ein reiches Feld für Widolts Keulenschläge! Und er theilte sie reichlich aus, und die übrigen Riesen thaten es ihm meisterlich nach. Nicht minder wacker fochten die Ritter, vor Allen der edle Wolfhart, und des alten Berther kühne Söhne, die an den Feinden noch manch altes und unvergessenes Leid zu rächen hatten.

Als die Schlacht geschlagen und der Sieg vollständig bei Rothers Mannen war, schlossen die edlen Fürsten einen Kreis um die gefangenen Könige Ymlot und Basilistius, um zu berathen, was mit ihnen zu thun sei. Ymlot war von den Schlägen der Riesen so zugerichtet, daß für die Zukunft kein neuer Krieg von ihm zu befürchten stand. Ihn beschloß man daher in seine Heimath zurück zu senden, damit er dort erzählen könne, wie es ihm und den Seinen ergangen sei. Sein Sohn Basilistius aber sollte an Rothers Statt erhängt werden, damit dem Galgen sein Recht geschehe.

Und das geschah auch ohne weiteren Aufschub.

Als Constantin, der ruhig zu Hause geblieben war, die böse Nachricht von dem Siege Rothers erfuhr, erschrak er heftig und glaubte nicht anders, als daß er nun auch den Lohn seines Hochmuthes empfangen werde. Doch wollte er nichts unversucht lassen, um sein Leben vor dem Zorne des Siegers zu retten, und bat seine Frau und seine Tochter, daß sie dem Könige Rother entgegen ziehen und um Gnade für ihn bitten sollten. Helene redete ihrem Vater zu, daß er sich selbst ihnen anschließen sollte,

sie kenne das Herz ihres edlen Gemahles und wisse, daß er ihm kein Haar krümmen werde, wenn sie für ihn bitte. Da faßte Constantin sich ein Herz und machte sich auf, mit Weib und Tochter den gewaltigen Sieger zu empfangen.

Als Rother mit den Seinen auf den Hof zog, und als Widolt den alten König erblickte, der seinem Herrn und seinen Freunden so viel Leid zugefügt hatte, zuckte dem wilden Riesen der Zorn in der Hand, und er äußerte seine Lust, den hochmüthigen König zu strafen, aber der alte Berther, der neben ihm ritt, redete ihm weislich zu und stellte ihm vor, daß Constantin hinlänglich gedemüthigt sei, und daß es sich nicht gezieme den Mann noch mehr zu strafen, dessen Tochter das Weib Rothers sei.

Die Königin aber nahm ihre Tochter bei der Hand und führte sie dem Könige Rother entgegen und sprach: „Hier nehmet aus meiner Hand hin euer eheliches Gemahl und empfanget mit ihr den Lohn eurer reichen Tugend. Habet sie lieb und lebt glücklich mit ihr und vergesset um ihretwillen den Zorn, den ihr gegen ihren Vater gehegt habt."

Da umfing Rother sein liebliches Weib und küßte sie auf den rothen Mund und lobte Gott, daß er sie wieder gefunden hätte; und da er so fröhlichen Herzens war, ging er auch auf Constantin zu und reichte ihm die Hand zur Versöhnung.

Da war große Freude am Hofe Constantins und es wurde eine neue Festlichkeit angerichtet, die drei Tage dauerte, und bei der Rother Gelegenheit hatte,

seinem edlen Retter, dem Grafen Arnold, nach Würden zu danken.

Als aber die Festlichkeit vorüber war, und man sich zum Abschiede rüstete, fragte Helene ihre alte Freundin Herlinde, ob sie ihr in das Land Rothers folgen wollte. Mit tausend Freuden willigte sie ein, und Helene war so froh darüber, daß sie mit leichterem Herzen von ihren Eltern Abschied nehmen konnte.

Die alte Königin war froh, daß der herrliche König Rother nun doch ihr Schwiegersohn blieb, Constantin dankte Gott, daß sein Hochmuth kein schlimmeres Ende gefunden hatte, Rother aber nahm sein liebes Weib und fuhr mit ihr heim in sein Land, wo er noch lange mit ihr lebte und glücklich und in hohen Ehren war bis an sein seliges Ende.

Engelhard.

(Nach Konrad von Würzburg.)

I. Die Freundschaftsprobe.

Vor Zeiten, als treue Gesinnung unter den Menschen noch so neu war, daß man sie beständig übte und in hohen Ehren hielt, lebte im Burgundenreiche ein freier Edelmann, dem das Lob alter Zucht und Ehre, so wie der Milde und Treue von Jedermann gespendet wurde. Ihm hatte seine Gemahlin, ein Weib, schön von Antlitz und schön von Herzen, zehn Söhne geboren, die zwar alle reichlich von Gott gesegnet waren, und ihres Vaters Tugend und Ehre zu wahren und zu mehren strebten; doch leuchtete einer unter ihnen hervor, recht wie ein Kristall aus Kieselsteinen hervorglänzt: so sehr übertraf er in jeder Tugend seine trefflichen Brüder, und gab sein Lob einen so lichten Schein, daß Alle, die sein Antlitz sahen, gestehen mußten, es könne nirgend auf Erden ein tugendreicherer Jüngling geschauet werden. Er hatte seinen Sinn auf alles Gute und Reine gerichtet, sein Wunsch strebte und rang nach hoher Würdigkeit, er bewahrte sein junges Leben vor jedem Fleck der Unehre, und war in seiner Schönheit so lieblich und so leutselig anzusehn, daß manche edle Jungfrau verstohlen nach ihm blickte und seine reine Liebe zu erwerben wünschte.

Er aber dachte nicht an Frauenliebe, sondern strebte einzig danach, seiner väterlichen Art treu zu bleiben, die alte Zucht in seinem Herzen zu erneuen und alles das zu erwerben, womit ein Mann in dieser wilden Welt zu Ehren kommen soll.

Darum war Engelhard — so hieß der tugendschöne Jüngling — auch ganzer Freude voll, und es fehlte ihm zum völligen Glücke nichts, als Geld und Gut, das nun freilich, wie die Welt einmal steht, nicht zu entbehren und so mächtig geworden ist, daß ohne sein Geleite selbst die Tugend edler und würdiger Männer nicht immer zu den rechten Ehren gelangen kann. Das fühlte auch Engelhard, als er sein junges Leben überdachte und seinen Sinn auf die Zukunft richtete.

„Lieber Gott," sprach er bei sich selbst, „wie soll ich nun den Gruß würdiger Leute verdienen? Muß ich nicht fürchten, daß Ritters Namen und Ritters Amt an mir verderben müssen, und daß ich beide verliere, wenn ich nicht Geld und Gut habe, womit ich die äußeren Ehren erwerben kann, die meiner inneren und angeborenen Tugend gebühren? Nun sind mir zwar Vater und Mutter im Besitz eines mäßigen Erbes, aber was sie an Geld in ihren Händen haben, das gebrauchen sie für sich und für ihre Kinder, wenn die Zeit der Noth über sie kommt, vor der Niemand sicher sein kann. Nein! lieber möchte ich den Tod erleiden, als ihnen das Geld ablocken. Wie viel besser ist es, daß ich in fremde Lande fahre und einen hohen Herren suche, der meine Dienste

gebrauchen kann! Wie oft habe ich den freigebigen König Frute von Dänemark rühmen hören! An ihn will ich mich wenden, und ich lebe der Zuversicht, daß er mich würdiglich kleide und mir zuletzt zum Lohn für meine Dienste ein reiches Schwertlehn gebe, und ich kann dann ein ehrenvolleres Leben im fremden Lande führen, als hier, wo ich in ruhmloser Niedrigkeit verkommen müßte."

Als der tugendreiche Jüngling also seinen Beschluß gefaßt hatte, ging er sofort zu seinem Vater und bat ihn mit Züchten um Urlaub und sagte ihm seinen Willen, daß er in fremden Landen einen ehrenvollen Dienst suchen wollte. Da der Vater das hörte, versuchte er zwar, den lieblichen Knaben von seinem Entschlusse abzuwenden, aber umsonst, denn Engelhard bestand fest darauf und sprach so männlich von dem hohen Ziele seiner Ehren, daß der Vater einwilligte und Alles bereiten ließ, was der Jüngling zu seiner Fahrt bedurfte.

Da die Stunde kam, daß Engelhard von seinen lieben Eltern und Geschwistern Abschied nehmen wollte, brachte der Vater drei wunderschöne Aepfel und gab sie dem Scheidenden in die Hand.

„Lieber Sohn," sagte er, „hiermit sollst du die prüfen, die auf der Straße sich dir anschließen und deine Gesellen werden wollen. Wenn also Jemand an dich heran reitet und deine Gesellschaft wünscht, so reiche ihm einen von den Aepfeln. Ißt er ihn ganz auf und giebt er dir nichts davon zurück, so meide alle seine Gesellschaft, lieber Sohn; hat er

aber so gute Art, daß er dir freundlich einen Theil des Apfels wieder giebt, so laß ihn mit dir reiten und halte jeder Zeit gute Gesellschaft mit ihm. In dieser Weise mache von allen drei Aepfeln Gebrauch. Hast du dreie damit auf die Probe gestellt, und sie haben die Aepfel verzehrt, ohne dich Theil nehmen zu lassen, so gedenke an mich, mein lieber Sohn, und bleibe ohne alle Gesellschaft. Hast du so viel Selbstbeherrschung, diesem meinem Gebote zu folgen, so wird es dir reichen Segen bringen und dich zu Glück und Ehren führen. Sonst habe ich dir nichts mehr hinzuzufügen als die Bitte, daß du immer treu sein und bleiben mögest. Treue ist das beste Ehrenkleid, das auch den Freundlosen im Elende erfreuen und erhöhen kann."

„Vater," antwortete der Sohn, „ich werde deinen Rath getreu befolgen. Der alle Dinge gewaltiglich in seiner Hand beschlossen hält, der Allmächtige, behüte dich und gebe dir und meiner guten Mutter wie auch meinen lieben Brüdern seinen reichen Segen. Und nun lasset mich mit eurem Urlaube auf meine Fahrt."

Hiermit stieg Engelhard auf sein Roß, befahl seine Seele in Gottes starken Schutz, und schlug den Weg nach Dänemark ein.

Und da er auf der weiten Straße so für sich hinritt, kam ein Jüngling dort desselben Wegs geritten, den er mit freundlichem Tone grüßte. Der Jüngling neigte sich zum Danke und fragte ihn, wohin seine Reise gerichtet wäre. Engelhard sagte ihm, daß

er in fremde Lande wollte, ob er dort vielleicht einen ehrenvollen Dienst finden könnte.

„Dasselbe ist auch mein Wille," sagte der Andere. „All mein Streben ist darauf gerichtet, einen würdigen Herrn zu finden. Da es Gott nun so gefügt hat, daß wir uns zusammen gefunden haben, so laßt uns zusammen bleiben, Junker, und werdet mein Geselle, gleichwie ich der eure werden will."

„Junker," antwortete Engelhard, „wenn ich euch meine Gesellschaft auf dieser Straße versagen wollte, so wäre das unglimpflich von mir gehandelt. Darum, wenn ihr im Ernst mein Geselle werden wollt, so sollt ihr mir Gottwillkommen sein."

Alsbald aber gedachte Engelhard der Rede seines Vaters und nahm einen der drei Aepfel und reichte ihn dem Gefährten hin. „Nehmet diese Frucht," sagte er, „und esset sie zum Zeichen unsrer neuen Gesellschaft."

Da nahm der fremde Jüngling den Apfel und aß ihn ohne Zögern auf, ohne dem freundlichen Geber etwas davon zurück zu geben. Da sah Engelhard, daß diese Gesellschaft für ihn nicht taugte, und sobald sich eine schickliche Gelegenheit fand, schied er sich von ihm und schlug einen andern Pfad ein.

Nicht besser bestand ein Zweiter die Probe, der mit ihm zusammen traf und ihm seine Gesellschaft antrug. Denn auch er verzehrte den dargebotenen Apfel, ohne dem Geber einen Theil zurück zu geben. Engelhard bedauerte, daß auch der zweite Apfel verloren sei und mit ihm der zweite Geselle, doch gedachte

er standhaft an den Rath seines Vaters und nahm seine Zeit wahr, daß er sich auch von diesem Gefährten scheiden konnte.

Er war noch nicht allzu weit geritten und suchte sich über seine Einsamkeit mit dem Wunsche zu trösten, daß wenigstens der dritte und letzte Apfel an den rechten Mann gelangen möge, als da ein edler Jüngling auf ihn zugeritten kam, der an Gestalt und Gebärde ihm selbst völlig gleich war. Gott hatte das Wunder gefügt, daß die beiden eine Form hatten und nicht zu unterscheiden waren, außer daß ihre Pferde und Gewande verschiedene Farben hatten. Und nicht allein, daß ihre Größe, Gestalt und Miene dieselbe war, auch der Ton ihrer Stimme war gleich und nicht zu unterscheiden. Und wie ihr Aeußeres gleich war, so stimmten auch ihre Seelen überein, denn beider Sinn war gleichmäßig auf Tugend und Ehre gerichtet und hielt die Schande fern von sich, dazu liebten beide die treue Gesinnung und machten ihr Herz zu einem festen Schloß der Beständigkeit, und da ihr junges Leben keinen Makel hatte, so waren sie beide mit dem reinsten Glücke gleichwie mit Rosen gekränzet. Wer sie zusammen sah, der konnte wohl denken, daß hier auf zweierlei Wachs ein und dasselbe Ingesiegel von Gottes Hand gedrückt sei.

Nun, daß zwei Leute einander ähnlich sehen und gleiche Leibesgestalt haben, das findet sich auch sonst wohl in der Welt, nur fügt es Gott nicht alle Mal, daß die Gleichgeformten und Gleichgesinnten sich so wunderbar auf der Landstraße finden, als diese beiden,

Als sie sich beide erblickten, grüßten sie sich freundlich und züchtiglich. „Der alle Herzen mit Tugend krönen kann, der grüße dich, du auserwählter Jüngling!“ sagte Engelhard. Und der andere antwortete: „Gott, der Urquell aller Seligkeit, lohne dir, du schöner Knappe, denn du verdienst wohl seinen reichen Dank.“

Darnach dauerte es nicht lange, so begannen sie traulicher Zwiesprach mit einander zu pflegen, und wie sie so neben einander hinritten, erzählte Engelhard, daß er in fremde Lande fahre, um bei edlen Herren würdige Dienste zu suchen. „Dasselbe ist auch meine Absicht,“ sagte der andere. Dieser führte ein Beutelchen mit Gewürz und Bisam bei sich, daraus nahm er ein Kräutlein und gab es Engelharden. „Lieber Gesell,“ sprach er, „nimm hin und versuche, wie die Würze sei. Und da wir gleiche Absicht haben, so laß mich mit dir dahin fahren, wohin du zu reisen gedenkest, denn es ist besser, daß wir vereint bleiben, als daß ein Jeder für sich seines Weges ziehen sollte. Darum laß uns zusammen halten und einander treue Gesellschaft schwören.“

„Bei Gott!“ antwortete Engelhard, „lieber und edler Junker, wenn es dein Wunsch ist, so will ich keinem Mann so gern, als dir, meine Gesellschaft geben. Dein Leben dünket mich so rein und tugendlich, daß ich dir mit Freuden meine brüderliche Treue zusagen will und gerne mein ganzes Leben hindurch mit dir fahren möchte. Nun versuche auch dieses Obst, das ich dir zur freundlichen Gegengabe reiche,

dünket es dich gut, so lob es, wo nicht, so schilt es nach deinem Belieben. Mein Herz ist in hohen Freuden und verspricht mir gute Zukunft mit dir."

Damit bot er ihm den letzten der drei Aepfel dar, die ihm sein Vater mitgegeben hatte. Da nahm der schöne Jüngling den Apfel in seine schneeweise Hand, nahm sein Messerlein, schälte säuberlich die schöne Frucht, schnitt sie in zwei Hälften, und gab die eine mit freundlicher Miene und artiger Zucht an Engelhard zurück, während er die andere selbst behielt und behaglich verzehrte.

Da erkannte Engelhard wohl, wie weise der Rath seines Vaters gewesen war, und er dankte Gott in seinem Herzen, daß er ihm einen Gefährten nach seinem Wunsche gegeben hätte. „Alles, was mein Herz an Gesellschaft begehrte, das hast du, viel lieber Herr, nach vollem Wunsche mir geschenkt. Wenn dieser Jüngling mit mir fährt, so bin ich immer beglückt."

So fuhr Engelhard freudig seine Straße und schaute von Zeit zu Zeit nach dem trauten Gefährten, um sich seines Glückes von Neuem zu versichern. Nicht anders that der andere. Denn auch er dachte bei sich: „Wie ist mir nun so lieblich meines Herzens Wunsch erfüllt, da ich den Freund getroffen habe, nach dem ich schon lange strebte. Wie oft habe ich hiebevor geklagt, daß es mir an einem treuen Gesellen fehlte! Nun habe ich ihn gefunden, denn dieser liebe Jüngling ist von Gestalt und Wesen so gethan, daß ich an seiner Treue und Stätigkeit nicht zweifeln kann. Scheint es mir doch, als ob sein Antlitz

und seine ganze Form der meinigen glichen; doch nein, ich sage zu viel, denn wahrlich, er ist ungleich schöner und feiner gebildet als ich. Nun gebe Gott, daß er mein Geselle bleibt auf der ganzen Fahrt meines Lebens!"

So waren die beiden gegen einander freundlich und herzlich gesinnt, und sagten einander auch, daß sie Engelhard und Dieterich hießen, und verabredeten, daß sie zusammen an den Hof des Königs von Dänemark reiten und dort wie überall und immer treue Gesellschaft und Freundschaft halten wollten. Das gelobten sie mit guten Eiden, und wir werden sehen, daß sie einander die Treue hielten, wie es von ihrer Tugend zu erwarten stand.

II. Engeltraut.

Als nun die schönen Jünglinge vereint in das Land Dänemark fuhren und in die Stadt und auf den schönen Palast kamen, in dem der milde und mächtige König Frute seinen Hof hielt, und als man sie dort auf den Hof reiten sah, so wurden sie wonniglich empfangen und nach des Königs Willen als willkommene Gäste schön und ehrenvoll behandelt. Denn des Königs Sitte war so gethan, daß er fremden Gästen seine Milde gern bewies und seine Ehre vor Niemandem wandelte, und gleich ihm war auch die Königin stets auf hohe Tugend und reine Herzensgüte bedacht.

Das empfanden die beiden Jünglinge wohl an der Art, wie sie empfangen wurden, und sie waren froh, daß ihr Weg sie an eines so guten Königs Hof geführt hatte. Es konnte aber nicht fehlen, daß ihre

Schönheit und die völlige Gleichheit ihrer Formen dort Aufsehn und Bewunderung erregte.

„Sieh, o Herr," sagte die Königin zum Könige, „welches schöne Wunder Gott an diesen lieblichen Jünglingen gewirkt hat. Wer konnte auf Erden zwei Knaben finden, die einander so glichen, wie diese beiden?"

„Ja," antwortete der milde König, „ein zweites Paar von solcher Art möchte wohl nicht gefunden werden, und wir haben Ursache, den Schöpfer in diesem seinem Werke zu bewundern." Dann wandte er sich an die beiden Gäste selbst und fragte sie, ob sie Brüder wären?

„Nein," antwortete der Eine von ihnen, „wir sind nicht Brüder, viel hoher Herr und König, aber wir sind so gute Gesellen, daß wir uns immer brüderlich zusammen halten wollen, und wir sind in dieses Reich auf den Ruf eurer hohen Milde gekommen. Wird unser Dienst brauchbar befunden, so soll er euch hie bereit sein, und finden wir die Freude, daß ihr ihn annehmt, so wollen wir Beide an euch Glück und Gnade suchen. Euer Ruhm ist so stark beflügelt, daß man eure Ehre ob allen Landen schweben sieht. Sie fliegt nach Böhmen, Ungarn und Rußland, sie ist bekannt bei den Preußen, und nicht minder sind Franken und Sachsen eures Preises voll. Darum bitten wir euch mit allem Fleiße, daß ihr, viel hochgelobter König, eure Güte an uns beweisen wollet und uns hier bleiben lasset, bis unsre Jugend sich durch eure hohe Würdigkeit gebessert hat. Wenn wir nur zwei oder drei Jahre an eurem Hofe weilen können, so muß uns das immer ein tugendreiches Leben verschaffen."

„Ihr lieben, jungen Herren,“ antwortete der König, „ich bin von Herzen froh, daß ihr zu mir gekommen seid, denn ihr seid von Gott mit so guter Art gesegnet, daß euch all mein Gut getreu und beständig zu Gebote stehen soll. So lange ihr hier bleiben wollt, sollt ihr mir Gottwillkommen sein um der Ehre willen, die durch eure Ankunft meinem Hause widerfährt.“

„Dank, Herr,“ sprachen die zwei auserkorenen Knaben, „der von der reinen Jungfrau geboren ist, der vergelte euch diese Worte und gebe euch um eurer hohen Mildigkeit willen den Hort stäter Freuden. Was uns jemals von euch gesagt worden ist, hoher König, das haben wir nun Alles in reichem Maaße an euch gefunden und erkannt.“

Alsbald wurden sie dem Hofe des Königs zugeschrieben, dem sie von nun an in allen Ehren angehörten. Der König befahl seiner Hofschaar, ihnen Zucht und Ehre zu bieten, wie sie das auch nach ihren Werken und Worten zu jeder Zeit verdienten. Denn Alles, womit man sich bei Hofe beliebt machen kann, verstanden sie wohl und völlig: sie konnten lesen und schreiben, verstanden mit süßer Stimme zu reden und zu singen, wußten anmuthig zu tanzen, schossen meisterlich nach dem Ziele und übten das Schachzabel und Saitenspiel wie kein anderer. Kurz, was vor Rittern und Frauen als gute Kurzweil gilt, das hatten sie Alles in rechter Weise inne.

Darum wurden auch die Beiden in kurzer Zeit so lieblich und leutselig befunden, daß Männer und

Frauen ihrem werthen Leben mit inniger Lust zuschauten und mancher bei sich sprach: „Herr Gott, welche Seligkeit hat deine wunderbare Macht in diese würdigen Jünglinge gelegt! An ihnen sieht man wohl, daß sie adligen Blutes sind. Wohl ihnen, daß sie zur Freude der Menschen auf die Welt gekommen sind, und wohl dem reinen Stamme, auf dem so reine Frucht gewachsen ist!"

So ward ihr Adel und ihre Zucht gepriesen und gerühmt, und es schien, als wenn der Hof des Königs, den doch schon vorher alle Welt geehrt hatte, durch die beiden erst zu seinen rechten Ehren gekommen wäre. Von dem Hofe aber drang das Lob der Jünglinge weiter in die Stadt und über das Land, und es dauerte nicht lange, so wurde ihr Ruhm allüberall in dem Reiche umgetrieben, wie ein Ball, der von Hand zu Hand fliegt. Und wie zu jedem Ruhme sich die Uebertreibung gesellt, so sagten die Leute auch hier zuletzt, daß die beiden Jünglinge Engel wären, denn es sei kaum möglich, daß so viel Tugenden vereint bei Menschen zu finden seien.

Inzwischen vergaßen die beiden Freunde keinen Augenblick der stäten Treue, die sie einander gelobt hatten. So oft es ihre Zeit und ihr Dienst erlaubte, waren sie zusammen, und was der eine wünschte, das wollte auch der andere, also daß man wohl sehen konnte, daß sie für einander lebten und strebten, wie es unter treuen Freunden und Herzbrüdern Recht ist. Wäre der eine von ihnen in Lebensnoth gekommen und der andere hätte ihn durch seinen freiwilligen Tod

vom Sterben retten können, gewiß, er hätte es mit Freuden gethan.

Nun hatte der König von Dänemark eine Tochter, die so rein und edel war und von Herzen und Antlitz so schön, daß man wohl sehen konnte, wie sie die hohe Art und Tugend ihres Vaters und ihrer Mutter hütete und bewahrte. Die minnigliche Jungfrau verschmähte alle thörichte Eitelkeit und hatte das volle Lob weiblicher Ehren so reichlich erworben, daß sie in dem Reiche ihres Vaters ein Spiegel lichter Wonne war, und daß jeder Fürst sich glücklich dünkte, dem es vergönnt war, die Liebliche zu schauen. Engeltraut war ihr Name, und wie ihr Herz in der Blüthe der Ehren stand recht wie des Maien Blümelein, so war dieselbe leutselige, reine Jungfrau in den Jahren, daß sie mit klugem Sinne der Männer Wesen betrachten konnte, und in ihrem Herzen nachzudenken begann, wie der auserwählte Mann beschaffen sein müßte, dem sie selbst dereinst angehören sollte. Das ist aber die Zeit, in der die Keime der Liebe, die in jedes Weibes Brust gepflanzt sind, aufzugehen pflegen, und wenn eine Jungfrau erst einen Mann in ihre Gedanken aufgenommen hat und seine Tugenden zu messen und zu prüfen beginnt, so dauert es nicht lange, daß die Gedanken dem Herzen ein Theil der Sorgen abgeben, und daß die junge Pflanze der Liebe unvermerkt Blätter und Blüthen treibt.

Wenn aber Engeltraut nach hoher Mannestugend schauen wollte, so brauchte sie ihre Blicke nicht über ihres Vaters Hof in die Ferne hinaus zu richten.

Denn sie fand an den beiden treuen Gesellen, deren Lob so allgemein gepriesen wurde, einen also reichen Schatz aller Tugend und Ehre, daß sie an ihnen genug zu prüfen und zu messen hatte. Und das that sie auch reichlich und redlich: zuerst mit den Gedanken, dann aber auch mit den Augen und zuletzt mit dem Herzen. So oft sie es unbemerkt thun konnte, ließ sie die Blicke schnell und verstohlen nach den schönen Jünglingen fliegen, und da das Spiel der Blicke ihren Augen sanfte that, so wollte das Herz gleichfalls sehen, um zu prüfen, ob auch die Jünglinge solche Ehre verdienten und ob kein Wandeln und Wanken an ihnen zu finden wäre.

Und so schlich sich die Liebe in das Herz der schönen Engeltraut, ehe sie es selbst wußte oder wollte. Da nun aber die beiden Jünglinge einander so völlig gleich waren in Wesen und Gestalt, daß sie durch nichts zu unterscheiden waren, als allein durch die verschiedene Kleidung, die ihnen der König hatte machen lassen, so war auch die minnigliche Jungfrau den Beiden in gleicher Weise geneigt und zugethan, und ihr Herz konnte sich nicht entscheiden, wen von beiden sie vor dem andern auszeichnen und allein lieben sollte. Und so kam es, daß sie alle beide in gleicher Weise liebte oder doch zu lieben glaubte.

Wer aber daraus schließen wollte, daß die gute Jungfrau ihren Sinn auf unrechte Dinge gestellt hätte, oder wer die Liebe anklagen wollte, daß sie wandelbar und wankelmüthig wäre, indem sie heute ein Gesetz hinstellte, um es morgen wieder umzustoßen, wie sie

hier in das Herz der schönen Engeltraut die gleiche Neigung zu den zwei Jünglingen gepflanzt hatte, obgleich sie doch sonst zu ihrem obersten Gesetz macht, daß das Herz nur Einen lieben und treu an ihm hangen soll: der bedenkt nicht, daß die völlige Gleichheit der Beiden die Jungfrau und die Liebe entschuldigen. Wie sollte auch ihr tugendhaftes Herz einen Unterschied an den herrlichen Jünglingen finden, da ihre Augen keinen fanden, sondern von dem Anblick Beider in gleicher Weise entzückt waren. Und es ist nun einmal so: was den Augen sanfte thut, das dünket auch dem Herzen lieblich; Herz und Augen stehen einmal in solcher Freundschaft mit einander, daß sich jenes gern von diesen zu inniger Liebe leiten und führen läßt. Vielleicht hätte Engeltraut einen Unterschied finden können, wenn sie oftmals mit den Jünglingen geredet hätte, aber wir wissen schon, daß sie sich damit begnügen mußte, sie heimlich und verstohlen anzuschauen, und so war es wohl zu erklären, daß ihr Dieterich und Engelhard waren wie ein einziger Mann und daß sie die Beiden unter einem Bilde liebte.

Da aber die wahre Herzensliebe von solcher Art ist, daß sie sich zuletzt doch nur Einem hingeben und ihm ausschließlich angehören will, so klagte die schöne Engeltraut, daß sie so rathlos wäre und nicht wüßte, wen sie wählen sollte. „Lieber Gott," sagte sie, „wie verirrt bin ich nun an mir selbst, und wie sehr verwirrt mein Sinn sich in diesen Sorgen. Mein Herz ist mir doppelt gebunden und hat zwiefache Noth, da es doch an der einen schon genug wäre. Soll es mir

nun bestimmt sein, daß ich zu allen Stunden nach wie vor zu den beiden lieben Jünglingen herzliche Liebe empfinde, wehe, so muß ich ja klagen, daß ich jemals zur Welt geboren bin, denn ich fühle es wohl, daß diese Doppelliebe mit reiner Weibestreue unverträglich ist. Darum möge der Allgütige, der in die Herzen der Menschen schauet und alle heimlichen wie offnen Dinge zu entstricken weiß, mir seine Hülfe senden und mir ein Kennzeichen an die Hand geben, an dem ich die lieben Gesellen unterscheiden kann, auf daß ich den einen lieben und den andern lassen möge."

Solche heimliche Klage trieb sie täglich mit ihrem Herzen wie mit ihrem Munde, und so oft sie die beiden Jünglinge wieder erblickte, begann sie von Neuem zu spähen und zu prüfen, ob sie nicht ein unterscheidendes Merkmal an ihnen wahrnehmen könnte, das so gethan wäre, daß sie dem einen ihr ganzes Herz zuwenden und den Andern meiden müßte. Aber wie sehr sie auch spähte und ihre schöne Tugend und den Preis ihrer Ehren mannigfach wog und abmaß, so konnte sie doch nimmer einen Unterschied ausfindig machen, weder an ihrem Leibe und in ihrem Antlitz, noch in ihrer Art und Sitte. Da dachte die tugendliche Jungfrau endlich daran, daß die Beiden doch eines nicht mit einander gemein hätten, nämlich den Namen, und froh, endlich ein Zeichen gefunden zu haben, beschloß sie, die beiden Namen zu vergleichen und zu prüfen. Wessen Name ihrem Ohre lieblicher und reiner klänge, dem wollte sie sodann auch entschlossen ihr Herz und ihre ganze Treue zuwenden.

Nun begann die Gute die Namen Dieterich und Engelhard oftmals vor sich hin zu sprechen und sorgsam auf ihren Klang zu achten. Erst sprach sie die beiden Namen allein und verglich sie unter einander, dann nahm sie jeden Namen einzeln und hielt ihren eigenen dazu, um zu hören, welcher von beiden besser zu dem ihrigen passe; und als sie dies unschuldige Spiel lange genug getrieben hatte, kam sie mit sich überein, daß Engelhard ein süßerer Name wäre, denn Dieterich.

„Ach!“ sprach sie, „der gute Name Engelhard klingt lieblicher, als Dieterich, und wohl ihm, der ihm diesen Namen gegeben hat. Denn sein viel reiner Laut klingt nach dem Namen der Engel des Himmels. Darzu, so werde ich selbst Engeltraut genannt, und die beiden Namen Engeltraut und Engelhard klingen so schön zusammen, daß sie wohl zusammen gehören sollen. Darum will ich Engelharden vor Dieterichen lieben, und dem werthen Jüngling allein mein ganzes Herz und alle meine Treue zuwenden.“

So hatte sich die liebliche Jungfrau in ihrem Herzen entschieden, die beiden Jünglinge aber wußten nichts davon, daß des Königs Tochter zuvor sie beide geliebt hatte und jetzt dem einen allein von ganzen Herzen hold und zugethan sein wollte. Sie dienten beide nach wie vor dem König, ihrem Herrn, und legten täglich ihren ganzen Willen und allen ihren Fleiß daran, daß sie ihm zu Wunsche lebten und neue Ehren und neuen Preis gewännen.

III. Dieterichs Abreise.

So hatten die beiden etliche Jahre am Hofe des Königs Frute gelebt. Da geschah es, daß eines Tages ein Bote an den Königshof kam und zu fragen begann, ob hier bei Hofe nicht ein Jüngling mit Namen Dieterich wäre. Da ward ihm von einem Ritter geantwortet: „Du findest bei dem werthen Könige zwei löbliche Jünglinge, von denen der eine Dieterich, der andere Engelhard heißt. Beide sind meinem Herrn so lieb und werth, als wären sie seine eigenen Söhne.“

Da freute sich der Bote und sagte: „Ach, lieber Herr, wie fange ich es nun an, daß ich den lieblichen, edlen Jüngling, der da Dieterich geheißen ist, sehen und sprechen möge?“

„Da mußt du warten,“ antwortete der Ritter, „bis mein Herr gegessen hat. Alsdann kommen die beiden tugendreichen Jünglinge von dem Saal herab auf den Hof. Sie sind aber einander so völlig gleich, daß sie durch Nichts zu unterscheiden sind, als durch ihre Kleider, auf die du daher achten mußt. Engelhard trägt das hellere, Dieterich das dunklere Gewand.“

Der Bote wartete, wie ihm der Ritter gesagt hatte, bis des Königs Tafel aufgehoben ward, und Engelhard und Dieterich Hand in Hand auf den Hof gegangen kamen. Da ging ihnen der Bote entgegen und sprach zu Dieterich: „Junger Fürst, wenn es eure Zeit erlaubt, so lasset mich mit euch sprechen.“ Da ging Dieterich mit ihm auf die Seite und hieß ihn sagen, was sein Wunsch wäre.

„Edler und auserlesener junger Herr,“ sagte der Bote, „die Herzogin von Brabant, eure reine Mutter, hat mich ausgesandt, um euch ihre Botschaft zu verkünden. Ich bin wie eine Eidechse ein halbes Jahr lang gelaufen und habe euch in allen deutschen Landen gesucht. Der Herzog von Brabant, euer Vater, ist schon lange gestorben, und ist das Herzogthum und alle seine fürstliche Ehre auf euch gefallen. Darum sollt ihr in Bälde wieder heim ziehen, ehe daß eure Dienstmannen irgend einem andern euer Land und eure Leute geben können. Denn sie sind so gesinnt, daß, wenn ihr nicht bald zurückkommt, sie sich an irgend einen Herrn wenden wollen, zumal da sie Alle wähnen, daß auch ihr schon lange begraben seid. Darum wird euch nun diese Botschaft gesagt, und wollet ihr jemals gewaltig werden in der Welt und über Land und Leute gebieten, so folget dem Rufe und kehret zurück, um euch eurer Dinge anzunehmen. Solltet ihr aber an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, so nehmet hier die rechten Wortzeichen zum Zeugniß und Beweise.“

Damit überreichte er dem edlen Dieterich einen Brief, worin Alles geschrieben stand, wie jener gesagt hatte. Da er nun Alles gelesen hatte, da floh die Freude aus seinem Herzen, und er hub an zu klagen um den Tod seines lieben Vaters und mehr noch darum, daß er sich von seinem Freunde Engelhard trennen müßte, wenn er dem Rufe in sein Land folgen wollte. Das war ihm übergroßes Herzeleid, und er hätte lieber an seinem Lande großen Schaden nehmen,

als sich so ganz von seinem trauten Gesellen scheiden mögen. Darum ging er traurig zu Engelhard und verkündete ihm die Botschaft seiner Mutter.

„Mein lieber Freund," sagte er, „ich muß heimkehren in mein Vaterland, wenn ich nicht hoher Ehren verlustig gehen will. Mein Vater ist mir leider gestorben, der reiche Fürst von Brabant, und das Herzogthum und alle fürstliche Ehre ist nun zum Erbe auf mich gefallen. Darum bitte ich dich, mein trauter Geselle, sehr und inniglich, daß du mit mir in meine Heimath ziehen wollest. Du sollst dort walten und schalten über Alles, was ich habe, und mein Leben wie mein Gut soll dir unterthan sein."

„Lieber Freund," antwortete Engelhard, „die Kunde, die ich von dir vernehme, geht meinem Herzen sehr nahe, denn es wird mir bittern Kummer verursachen, von dir getrennt zu leben. Aber wie schmerzlich mir auch dein Scheiden ist, so rathe ich dir doch, nach deinem Erbtheile zu gehn. Gott erfülle dir dort alle deine Wünsche und segne dich mit ganzem Heile! Ich aber muß hier bei dem Könige zurückbleiben und ihm weiter dienen, wie es mir geziemt, und ich kann dein hohes, freundliches Anerbieten nicht annehmen. Der Herr des Himmels, der alle Treue lohnt, vergelte auch dir die hohe Treue, die du mir stets bewiesen hast, und kröne deine Jugend mit Glück und Segen. Wie hast du dich in tugendlicher Demuth erniedrigt, daß du, guter junger Fürst, mich zu deinem Freund und Gesellen auserwählt hast. Wahrlich, ich habe das nicht verdient,

daß ein mächtiger Landesherr bei Hofe mein Genosse sein sollte, und ich kann es nur meiner thörichten Verblendung zuschreiben, daß ich dich für nichts Höheres hielt, als meines Gleichen, da ich doch kaum würdig war, hier dein Knecht zu sein. Doch bin ich unschuldig an solcher Unziemlichkeit, da ich nicht wußte, daß du der Sohn eines hohen Fürsten von Brabant wärest. Ich hätte freilich an deiner Tugend wohl spüren sollen, daß du von hoher Geburt bist, aber auch so hoffe ich zu dir, daß du mir meiner Blindheit wegen nicht zürnen werdest."

„Ach, herztrauter Geselle," sagte Dieterich, „ich bitte dich, laß doch solche Reden! Mir ist deine edle Zucht und Tugend wohl bekannt, und ich werde sie nimmer vergessen. Wie viel Gutes und Liebes habe ich von dir erfahren! Und wenn du von Ehren sprichst, so hast du mir mit deiner treuen Freundschaft so viele bewiesen und erboten, daß ich dir nimmer genug dafür danken kann. Darum, so erfülle doch den Wunsch, um den ich dich von Herzen bitte, laß alle Widerrede bleiben, und fahre mit mir, lieber Gesell. Wenn du aber fest darauf bestehst, hier zurück zu bleiben, so wisse, daß du auch mir die Reise nach Brabant unmöglich machst. Denn sollte ich auch Leute und Land und alle meine Habe verlieren, so wollte ich das Alles doch lieber aufgeben, als dich und deine treue Freundschaft."

„Nein," sagte Engelhard, „das kann nicht sein. Du mußt heimkehren in dein Land und der hohen Ehren wahrnehmen, die Gott dir auferlegt hat. Es

wäre große Thorheit, wenn du so reiche Dinge verlieren und ein hohes Horzogthum um meines Umgangs willen aufgeben wolltest. Wo man den Ruhm so ganzer Würdigkeit erwerben kann, da soll man früh und spät sich nicht träge gebahren, denn der Mann soll Leben und Gut um der Ehre willen auf die Wage legen. Deiner Bitte aber, mit dir von hinnen zu fahren, darf ich nicht folgen. Ich muß hier bleiben und des Lohnes wahr nehmen, den mein Herr mir verheißen hat, und darum verlasse ich sein Land nicht vor dem freudenreichen Tage, an dem ich Ritter werden kann."

Da entgegnete ihm Dieterich rasch: „Herzbruder, ich mache dich zum Ritter, wenn du mit mir heim ziehst, und du sollst selbst sagen, daß Niemand würdiger zum Ritter geschlagen ward."

„Nein," sagte Engelhard, „ich muß dennoch bleiben. Der König hat mir bisher so viel Wohlthaten erwiesen, daß es sehr undankbar wäre, wenn ich ihn nun verlassen wollte. Schande folgt dem, der so bald vergisset, welche Ehren man ihm geboten hat, und wollte ich nun diesen Hof meiden und so unverständig von einem also milden Manne fortreiten, so würde man auf mich anwenden, was man so oft sprechen und sagen hört: daß ein schlechter Mann keine Gutthat ertragen könne."

Dieterich antwortete: „Da ich dich denn nicht überreden kann, mit mir zu kommen, so will ich dich in Gottes Schutz befehlen, er lasse mich an dir viel Glück und Ehren erleben. Die eine Bitte aber wirst

du mir nicht versagen, daß du mich in meinem Lande aufsuchest, sobald die Zeit es also fügt, daß dich dein eigener Sinn von hinnen treibt."

„Ja," rief Engelhard, „das soll geschehen und es sei dir hiermit feierlich versichert und geschworen."

Da baten sie beide den allgütigen Gott, daß er sie bewahren und beschützen möge, und nahmen unter heißen Thränen Abschied von einander.

Darauf ging Dieterich betrübten Herzens vor den König und sagte ihm die Botschaft, die man ihm gesendet hatte, und klagte ihm, daß sein Vater todt wäre, und daß seine Mutter ihm die Heimkehr geböte. Und er nahm Urlaub von Allen, die da waren, und sie entließen ihn traurig und betrübt. Der milde König Frute ließ ihn mit hohen Ehren von seinem Hofe ziehen, gab ihm Kleider und Roß und befahl drei edlen und werthen Knappen, ihn auf seiner Heimfahrt zu begleiten. Darauf, als der König und die Königin ihm ihren süßen Segen gegeben und ihn in Gottes Schutz befohlen hatten, ging er fort und machte sich auf die Fahrt in die Heimath.

Dort ward er herzlich und mit großer Liebe empfangen, und er konnte wohl sehen, daß er Allen ein lieber und erwünschter Herr war, weshalb er auch mit ganzer Lust seiner Ehren wahrnahm und in alle Wege als ein hoher und würdiger Fürst lebte, der wahren Ruhm und wahre Ehre zu gewinnen wünscht.

IV. Heimliche Liebe.

Lassen wir den guten und würdigen Fürsten nun in seinem Lande Brabant bleiben, und sagen, wie sein trauter Geselle dort in Dänemark zu hohem Lobe gelangte. Er diente seinem Herrn in aller Treue weiter, wie er zuvor gethan hatte, und der König ward ihm deshalb noch mehr gewogen, als vorher, da Dieterich ihm noch zur Seite stand, denn er konnte nun die ganze Neigung, die er erst auf die beiden vertheilt hatte, auf den einen übertragen, der ihm noch übrig war.

Aus demselben Grunde wurde Engelhard auch den Uebrigen, die da bei Hofe waren, nur noch lieber und werther, und Jedermann bemühte sich, ihm seine Freundschaft und Achtung zu beweisen, bis auf einen einzigen Mann, der von je seine hohe Ehre und den Ruhm seiner reinen Tugend beneidet hatte, das war Ritschier von Engelland, der Schwestersohn des Königs. Derselbe wußte zwar selbst nicht, warum er in seinem Herzen einen so bittern Haß gegen den getreuen Jüngling hegte, aber er konnte ihn nicht ansehn, wenn er an seine Ehre bei Hofe gedachte, und wie ihn, so hatte er auch schon den herrlichen Dieterich um seine Würdigkeit beneidet.

Engelhard kannte wohl seine arge Gesinnung, doch schwieg er und litt geduldig und zeigte sich als den Weiseren, indem er den Haß und die Schmähsucht des Mannes im Gefühl der eigenen Würdigkeit

auf sich beruhen ließ, und sich nicht darum kümmerte, was der Tugendlose Arges gegen ihn ersann.

Inzwischen war die Liebe der schönen Königstochter so groß geworden, daß ihr alle Freude aus dem Herzen geschwunden war, so sehr härmte sie sich in ihrer heimlichen Sehnsucht nach dem geliebten Engelhard. Ja man kann sagen, daß ihre Liebe nun erst in Wahrheit zur Liebe geworden war, seitdem Dieterich abgereist und Engelhard allein am Hofe zurückgeblieben war. Denn obschon sie sich entschieden vorgenommen hatte, nur den einen Engelhard in ihren Gedanken zu minnen und zu meinen, und dem andern ihr Herz abzuwenden, so war es ihr doch schwer, diesen Vorsatz durchzuführen, so lange Dieterich noch anwesend war und durch seine Gestalt und Schönheit sie nur zu oft an den erinnerte, der ihm so völlig gleich war, und dadurch auch wider ihren Willen einen Theil ihrer Liebe für sich dahin nahm.

Aber jetzt, da Dieterich fort war, erfüllte der eine Engelhard ihr ganzes Herz, und sie hatte ihr ganzes Sinnen und Trachten so auf ihn gerichtet, daß er ihr lieber war, als Vater und Mutter und alle Freunde und Verwandte. Da sie aber ihre Liebe nicht öffentlich zeigen durfte, so litt sie große Qual in ihrem Herzen, wie ja ein Feuer, das heimlich glimmt, auch verderblicher brennt, als wenn die Flamme offen aufschlagen kann.

Als Engeltraut so mit ihrem Leide rang, kam neuer Kummer über ihr junges Leben durch den Tod ihrer Mutter, der viel tugendlichen Königin. Sie

trauerte darüber, wie nur immer eine Tochter über den Tod einer geliebten Mutter trauern kann, aber die Thränen, in denen man sie sah, und die Klagen und Seufzer, die man von ihr hörte, galten nicht einzig der gestorbenen Königin, sondern zum großen Theil auch ihrer heimlichen Liebe zu Engelhard. Von dieser doppelten Pein ward die schöne Jungfrau so angegriffen, daß die blühenden Rosen von ihren Wangen wichen, und ihr Antlitz seinen freundlichen Schein zu verlieren drohte.

Ihr Vater, der wie alle Welt glaubte, daß die Trauer Engeltrauts einzig ihrer Mutter gelte, suchte sie zu trösten und sagte zu ihr: „Liebe Tochter, gieb nun das Trauern auf und stehe ab von übermäßiger Klage. Was Gott über uns verhängt, das müssen wir Alle leiden, und der Tod verschont weder den Vater, noch den Sohn oder die Mutter, Niemand kann ihm zuletzt entrinnen. Darum tröste dich auch über den Tod deiner lieben Mutter und denke, daß er in Gottes Rath also beschlossen ist. Wäre es möglich, daß wir sie durch unsere Thränen wieder ins Leben auferweckten, so wollte ich mit dir reichlich weinen und nicht aufhören zu klagen, bis wir sie wieder gewonnen hätten. Weil das aber nimmer geschehen kann, liebes Kind, so wolle auch du nicht länger über die Maßen trauern. Gerne will ich Alles thun, was du wünschest, um dein trauriges Herzleid zu stillen, und will dir zu deiner Aufheiterung schon jetzt Engelharden zu deinem Kämmerer geben, der kann dir alle Traurigkeit mit freundlichen Künsten vertreiben. Er

versteht zu lesen und zu schreiben, kann die Harfe spielen und lieblich dazu singen, und mir zu Liebe wird er dir gern seine Künste zeigen, um dir Kurzweil in schweren Stunden zu machen."

Da antwortete Engeltraut: „Lieber Vater, füge du das nach deinem Willen, vielleicht kann Engelhard mit seiner feinen Art und Kunst mich wieder froh machen."

Nun wurde Engelhard durch den König beauftragt, der Kämmerer Engeltrauts zu werden und alle seine Künste aufzubieten, um ihre Zeit zu kürzen und ihren Schmerz zu lindern. Engelhard gehorchte ohne zu zögern und versuchte der schönen Königstochter seine schönsten und anmuthigsten Künste zu zeigen. Davon empfing nun zwar Engeltraut eine Linderung ihrer Traurigkeit, aber ihre Minne konnte dennoch die alte Freudigkeit nicht wieder finden, ja zu Zeiten war es ihr, als ob in jeder Linderung, die ihr geboten wurde, nur neuer Schmerz verborgen läge. Denn was sie im Innersten fühlte und dachte, das durfte sie ja dem geliebten Jünglinge nicht gestehen, und sie mußte sich zwingen nach wie vor, ihn öffentlich kalt und gleichgültig anzusehen, obgleich er heimlich ihre Augenweide war. Und so war seine Gegenwart ihr nicht minder leid, als lieb, und obschon sie ihn um keinen Preis hätte missen mögen, so gab es doch Stunden, in denen sie wünschte, ihn nie gesehen zu haben.

Engelhard wußte Nichts von dem, was das Herz seiner jungen Herrin bewegte, und er diente ihr in aller Unbefangenheit und bemühte sich, mit fröhlichen

Dingen ihren Gram zu verscheuchen. Doch konnte das nicht auf die Dauer so bleiben, und wie fest auch Engeltraut sich vorgenommen hatte, ihre Liebe im verschlossenen Herzen zu behalten, so war doch die Liebe stärker, als ihr Vorsatz, und die Gute hatte nicht immer so viel Gewalt über sich, daß sie ihre Miene gegen ihn verstellen und ihn böslich ansehn konnte, wenn sie ihm von Herzen doch wohl wollte. So konnte es nicht ausbleiben, daß Engelhard die herzliche Zuneigung seiner Herrin ahnete, und als sie eines Tages mit holdseliger Stimme und mit tiefem Seufzen zu ihm sprach: „Was gäbe ich darum, wenn ich deine Gesinnung kennete, lieber Engelhard, und wüßte, ob du eben so gut, als leutselig bist!“ Da zweifelte er nicht länger an ihrer Gunst, und begann nun auch seinerseits sie öfter anzublicken, und es geschah ihm, was ihm geschehen sollte, indem auch er von Liebe ergriffen ward. Das Wort der Königstochter hatte ihm die Blödigkeit benommen, die bis dahin jeden Gedanken an Liebe von ihm fern gehalten hatte, und es war ihm nun ergangen, wie dem Vöglein, das der süßen Lockstimme folgt und zu spät gewahrt, daß es gefangen ist.

So waren auch über ihn alle die Schmerzen gekommen, an denen Engeltraut schon lange gelitten hatte, und er, den der König bestellt hatte, seiner Tochter Gram zu verscheuchen und ihr Herz fröhlich zu stimmen mit heiteren Künsten, war nun selbst traurig und voll Sorgen. Denn ob er schon nicht zweifeln konnte an dem Wohlwollen seiner jungen Herrin, so

stand sie doch so hoch über ihm, daß er es kaum wagen durfte, seine Blicke zu ihr aufzuschlagen oder gar an ein ernstliches Gelingen seiner Liebe zu gedenken. Andrerseits konnte auch Engeltraut bei aller Leidenschaft und Liebe es nicht über sich gewinnen, dem Jünglinge ihr Herz noch deutlicher zu offenbaren, theils weil weibliche Züchtigkeit sie daran verhinderte, theils weil auch sie der Kluft gedenken mußte, die zwischen ihr, der reichen Königstochter, und dem armen Edelmannssohne lag.

So trauerten die beiden manchen langen Tag und lebten in heimlicher freudenloser Noth, die leicht zu enden gewesen wäre, wenn sie sich die Noth einander geklagt hätten, bis es sich einmal fügte, daß Engelhard bei Tische, als er seiner Herrin nach seiner Gewohnheit knieend vorschneiden wollte, durch ihren holdseligen Anblick so zerstreut wurde, daß er wie besinnungslos das Messer fallen ließ und bald bleich, bald roth wurde.

Engeltraut hätte blind sein müssen, wenn sie nicht gesehen hätte, daß Engelhard dieselbe Pein empfand, die sie selbst in ihrem Herzen hatte. Nun schwieg sie zwar für jetzt und that, als hätte sie nichts gesehn, doch konnte sie am andern Morgen, als sie allein zusammen waren, das Schweigen nicht länger bewahren. Und mit sanfter Stimme fragte sie den herrlichen Jüngling, was ihn gestern gezwungen hätte, die Farbe zu wechseln? Engelhard suchte auszuweichen und that, als verstehe er die Frage nicht und als wisse er nicht, was sie meine. Als aber seine Herrin in ihn drang

und ihm die Wahrheit zu sagen befahl, und sagte: „Ich will es wissen, so wahr du mir lieb bist," da konnte er nicht mehr widerstehn, sondern entschloß sich sein Herz zu offenbaren.

„Liebe Herrin," sagte er, „da ihr mich denn zwingt, etwas zu sagen, was ich gern verschweigen möchte, so höret huldvoll das Geständniß meiner Schmerzen. Eure hohe Schönheit und Tugend hatte mein Herz mit solcher Liebe erfüllt, daß ich davon alle Besinnung verlor und nicht wußte, was ich that oder thun sollte. Und das ist nicht erst seit gestern, sondern schon lange, daß die Sehnsucht der Liebe mir das Leben beschwert hat. Niemals jedoch wagte ich es, euch meine Noth zu klagen, und ich würde es auch jetzt noch für übermüthige Vermessenheit halten, wenn ihr nicht selbst mich aufgefordert hättet, die Wahrheit zu gestehn. Denn ich wußte und erkannte wohl, daß meine Sehnsucht eitel und meine Liebe thöricht wäre, weil ich nimmer hoffen konnte, eure hohe Liebe zu erringen, denn ihr seid eine hehre Königin und ich euer demüthiger Knecht. O daß ihr mir doch nicht befohlen hättet zu reden, vielleicht, daß ich dann in verschwiegener Heimlichkeit mein Ungemach ertragen hätte, während ich nun doppeltes Leid mit Recht erdulden muß."

Als Engeltraut sein Geständniß vernommen hatte, hütete sie sich wohl, dasselbe sofort zu erwiedern, und den Riegel der Zucht, der vor ihrem Herzen lag, zurück zu stoßen. „Lieber," sagte sie, „wenn du deiner Niedrigkeit gedenkest, so kann ich dir zwar zum

Troste entgegnen, daß, wer seine reine Jugend mit dem Preise der Ehren kränzet, auch seine Blicke nach Höheren aufschlagen darf, aber darin hat dir dein verständiger Sinn das Rechte gesagt, daß ich selbst ein zu hohes Ziel für deine Liebe bin. Auch muß ich dir sagen, daß ich nicht gewohnt bin, solche Reden zu hören, und wenn du dir meine fernere Gunst zu erhalten wünschest, so rede in Zukunft nicht wieder solche Dinge, sondern thue, wie dir mein Vater befohlen hat."

Engelhard versicherte, daß nur ihr eigener Befehl und seine eigene übergroße Liebe ihn gezwungen hätte, zu sagen, was besser verschwiegen wäre. „Ich wußte es ja so sicher, wie meinen Tod," sagte er, „daß es vergebliches Werben wäre, wenn ich meinen Sinn auf eure Liebe richten wollte. Aber was ihr mir auch darum thun möget, ich kann es meinem Herzen nicht mehr verbieten, euch, hohe Jungfrau, zu lieben. Aber schweigen will ich, da ihr es mir also befohlen habt, und will hinfort statt des süßen Honigtranks der Wonne den Essig der Sorgen trinken. Denn ich bin nun so elend und hoffnungslos, daß nur der Tod mein Leiden enden und heilen kann."

Engeltraut, der dieses Geständniß im Herzen angenehm war, zwang sich doch, daß sie sich verstellete und that, als kümmerte sie die Noth des Geliebten wenig.

Da ging Engelhard mit schmerzlicher Miene von der schönen Jungfrau und trug hinfort die martervolle Last des Trauerns in seinem Herzen. War ihm doch alle Hoffnung abgesprochen und seine wonnigsten Wünsche in ihrem Keim erstickt! Denn daß die schöne Königs-

tochter sich nur verstellt hatte und ihm in ihrem Herzen zugethan und hold war, das wußte er weder, noch konnte er es wissen. Darum gab er sich täglich und stündlich seinem Kummer hin, alle Freuden des Lebens flohen von ihm, das Leben ward ihm zum Ueberdruß, und seine blühenden Wangen tauschten ihre rothe Rosenfarbe gegen die bleiche Farbe der Krankheit und des Siechthums um. Zwar suchte er sich gegen die Krankheit seines Herzens zu wehren, so lange es möglich war, aber er hatte schon zu viel von seiner alten Kraft verloren, und die Krankheit war bereits so mächtig geworden, daß sie ihn wider seinen Willen aufs Bette warf. Da erschraken die Leute, die es hörten, und die ihn in dieser Zeit sahen, glaubten nicht, daß er je wieder genesen würde, so elend sah er aus.

Engelhard aber vergaß auch in seiner Krankheit seine schöne Herrin nicht. „Ach, hehre, süße Königin!“ so sprach er oft mit Seufzen zu sich selbst, „wie muß ich nun so jämmerlich mein Leben hinschwinden sehn, wenn du nicht meine Krankheit heilen und enden willst! Aber es ist nur zu offenbar, daß ich ohne Lohn und Dank gedienet habe; denn die, auf deren Liebe meines Herzens Werben ging, giebt mir nun den traurigen Tod zum Lohne. Weh! daß ihre lieblichen Gebärden mich gereizt und gelockt haben! Nun ist mir das Brot gleich einem Huhn gebrockt, dem es so lange wohl geht, bis es an den Spieß gesteckt wird. Wohl kann ich sie der Sirene vergleichen, die mit dem lieblichen Klange ihrer Stimme die Schiffe an sich lockt und sie dann mit Last und Leuten in den Meeresgrund stürzt.

Denn ganz so wie die süßlockenden Meerjungfrauen hat die Süßigkeit ihrer Rede und der Zauber ihrer Schönheit das Schiff meines Herzens an sich gezogen, um es dann in die brausenden Wogen des endlosen Leides zu versenken. Unseliges Wort, das ich von ihr vernahm, und das mich zuerst mit eitler Hoffnung ermuthigte! Es hat mir den Tod gebracht, dem ich unrettbar verfallen bin, wenn sie sich nicht meiner erbarmt und mich zu neuer Wonne auferweckt."

So klagte er täglich, wenn er allein war und Niemand seine Klage hören konnte. Aber seine Krankheit nahm zu, und die Hofleute sprachen schon mit betrübten Worten von seinem Tode, der nach ihrer Befürchtung in kurzer Zeit eintreffen mußte. Da war große Trauer bei Allen, die ihn gekannt hatten, und sie klagten von Herzen darüber, daß der Tod dem Hofe seine beste Zierde rauben wollte. Aber was war ihre Trauer gegen das bittre Herzeleid, das Engeltraut hatte, als sie von der wachsenden Krankheit des geliebten Freundes hörte! Wie weinte sie heimlich über seine Noth! wie klagte sie sich selbst an, daß sie das Alles durch ihre unnöthige Grausamkeit verschuldet hätte! wie zitterte sie bei jeder neuen Nachricht für das Leben des theuren Jünglings! Und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihn mit dem einen Worte zu retten, dessen es nur bedurft hätte, um ihm Gesundheit und frischen Lebensmuth wiederzugeben. Wohl dachte sie oft genug daran, hinzugehn und ihm mit milden Worten zu trösten, aber immer hielt sie die Blödigkeit und jungfräuliche Scham zurück, das zu thun, wozu ihr innerstes Herz sie drängte.

Als sie aber endlich hörte, daß Engelhard dem Tode nahe sei und schwerlich wieder genesen werde, da überwand sie die Blödigkeit und ging heimlich zu dem Freunde und trat an sein Krankenlager und fragte mit zitternder Stimme: „Wie lebst du und wie geht es dir, Engelhard? Kannst du nicht wieder gesund werden?“

„Herrin,“ sagte er, „ich weiß nicht, wie mir geschehen ist, meine Kräfte und meine Sinne schwinden, die Liebe zu euch zehrt an meinem Leben, und wenn ihr mir nicht gnädig und günstig werden wollt, so kann ich dem Tode nicht mehr entrinnen.“

„So ist es dir also doch ernst mit deiner Liebe?“ fragte die liebliche Jungfrau.

„Herrin,“ antwortete er, „was ich gesagt habe, ist die lautere Wahrheit: so wahr ich auf die Gnade Gottes hoffe, so treu ist meines Herzens Liebe zu euch, und ihr werdet es glauben lernen, wenn man mich zu Grabe bringt. Wehe, daß ihr in eurer Grausamkeit verharret und mir nicht helfen wollt in meiner Qual, die Niemand heilen kann, als ihr und euer liebreiches Wort.“

Wie hätte Engeltraut solchen Klagen widerstehen können? War sie ja doch in keiner andern Absicht gekommen, als um den kranken Freund zu trösten und, wenn es möglich wäre, ihm die Gesundheit wiederzugeben, die ihre Härte ihm geraubt hatte. Darum sprach sie seufzend: „Lieber Engelhard, deine Noth geht mir näher, als du glaubst, und ich hätte sie gerne schon früher geendet, wenn ich nicht fürchtete, daß

meine Hülfe dir ans Leben und mir an die Ehre gehen würde. Denn du weißt selbst, was die Folge sein würde, wenn unsre Liebe den Leuten und durch sie meinem Vater offenbar würde. Daß ich aber jetzt dennoch zu dir gekommen bin und alle Furcht bei Seite setze, daraus magst du wohl erkennen, daß deine Liebe mir über Alles theuer ist, und daß ich dich nicht deiner Noth überlassen will, ohne Trost zu geben und zu versprechen. Herzlieber Gesell, ich habe gehört, daß mein Vater meinen Vetter Ritschier, den Sohn des Königs von England, zum Ritter schlagen will. Zugleich habe ich vernommen, daß auch du schon lange nach dieser Würde strebest. Ermanne dich nun, werde Ritter zu gleicher Zeit mit Ritschier, und sobald ich vernommen habe, daß du deine neue Ritterschaft auf einem Turnier mit Kraft und Würde bewährt hast, so will ich dir den Lohn der Liebe, nach dem du dich sehnest, nicht versagen, und dir selbst den Mund zum trauten Kusse bieten."

Engelhard, der wohl einsah, wie viel ihr daran liegen mußte, ihn auf der Bahn der Ehren steigen zu sehen, damit der Abstand zwischen ihr und ihm geringer würde, war hoher Freuden voll, als er dieß köstliche Wort aus dem Munde der geliebten Herrin vernommen hatte. „Dank," sagte er, „tausendfachen Dank eurem süßen Munde, der so gnädiglich geredet hat und allen Schmerz und Kummer von mir nimmt. Denn da ihr mir so freundliche Wonne verheißen habt, fühle ich auch von Stund an die Genesung wiederkehren und all mein Streben soll darauf gerichtet sein,

mich zu ermannen und das Ziel der Ehren zu erreichen, das ihr mir gestellt habt."

Da freute sich Engeltraut, wünschte ihm nochmals Muth und Kraft und nahm Abschied von ihm.

Engelhard aber ward nun eben so schnell wieder gesund, als er vorher krank geworden war, und die noch vor Kurzem über seine todesbleichen Wangen getrauert hatten, die konnten sich nun über die wiederkehrenden Rosen seines Antlitzes freuen. Und das thaten auch Alle, die es gut mit ihm meinten, am meisten aber und am herzlichsten der König selbst, der so froh darüber war, daß sein hochgelobter Gast wieder zu seines Leibes Schönheit kam, daß er zur Stunde beschloß, ihn mit Ritschier, dem Sohne seiner Schwester, zum Ritter zu machen.

V. Das Turnier.

Als nun der Tag des Hoffestes gekommen war, an dem der milde Frute sein Versprechen erfüllen wollte, da waren auf einem weiten grünen Plane die kostbaren Sitze aufgeschlagen und man sah dahin manchen auserwählten Ritter und manche schöne Frau kommen. Da leuchteten die reichen Gewande der Hofgäste weit hin vor den Leuten, und bei lieblichem Saitenspiel sah man die Werthen tanzen und springen, daß es eine Freude war. Dazu war für Essen und Trinken so reichlich und kostbar gesorgt, daß man wohl sehen konnte, wie sehr der milde König seinen Neffen Ritschier bei diesem seinen Feste ehren wollte.

Als nun Ritschier die Probe seiner mannlichen Tüchtigkeit ablegen sollte und zur Tjost, das heißt

zum rechtmäßigen Zweikampf in die Schranken ritt, da ritten ihm dreißig werthe Jünglinge nach, die sich alle mit ihm zugleich den Preis verdienen und Ritschieren zu Ehren an demselben Tage von Fruten das Schwert empfangen und zu Rittern geschlagen werden sollten. Unter ihnen war auch Engelhard, und ihr könnt wohl denken, daß er es an nichts fehlen ließ, um sich unter seinen Gesellen hervor zu thun und sich das Lob des Hofes zu erwerben. Hatte er doch außer dem Grunde, den die übrigen alle hatten, noch einen lieblichen, der ihn besonders treiben mußte, heute seine ganze Kraft und Mannesschönheit zu zeigen: nämlich der Gedanke an des Königs holdselige Tochter, deren Herz er durch gute Ritterschaft erwerben und verdienen sollte.

Und so zeigte er sich denn auch in solcher Weise, daß Alle, die den herrlichen Jüngling sahen, ihre Freude an ihm hatten, und daß König Frute selbst mit besonderem Wohlgefallen ihm das Schwert gab und ihn zum Ritter schlug.

Als die Festlichkeit zu Ende war, hatte Engelhard keinen anderen Gedanken, als wie er den Auftrag seiner geliebten Herzensherrin auf das Schnellste und Würdigste erfüllen könnte. Zu seiner Freude hörte er bald, daß in der Normandie ein großes Turnier angesagt wäre. Sofort beschloß er dorthin zu fahren, um den Ruhm ritterlicher Ehren zu erwerben, den Engeltraut von ihm verlangt hatte.

Engeltraut beschenkte ihn beim Abschiede mit einem prächtigen Wappenrock und mit einer stattlichen

Covertüre, wie man dazumal die kostbaren Schmuck- und Schirmdecken der Rosse nannte, und so ausgerüstet fuhr er voll hoffnungsfröhlichen Muthes in die Normandie.

Als er ankam, fand er bereits viele stolze und hochgemuthe Ritter auf dem Plane versammelt und Zelt an Zelt aufgeschlagen. Da er bald sah, daß das Vesperspiel oder das Vorturnier bereits begonnen habe, säumte er nicht sich zu rüsten, sein reiches Wappenkleid anzulegen und seinen Knappen auf den Plan zu schicken, um zu fragen, ob Jemand bereit wäre, mit seinem Herren eine Lanze zu brechen.

Als der Knappe seine Frage laut ausgerufen hatte, war da ein Ritter von fürstlicher Geburt mit Namen Bennifel, der rief, daß er bereit wäre, sich mit seinem Herrn zu messen. Es war aber derselbe Ritter ein ehrenreicher Held, der seiner Herrin zu Ehren auf das Turnier gekommen war; sein Schild war oben golden und unten lasurfarben, und führte in dem blauen Felde einen goldenen Adler, in dem goldenen hingegen zwei blaue Löwen mit zorndrohenden Häuptern. Und wie sein Schild, so war auch sein Reitgezeug kostbar und ritterlich: seiden sein Wappenrock und die Covertüre seines Rosses, den Farben des Schildes entsprechend, auf dem Helme aber trug er zwei Pfauenwedel und dazwischen einen schneeweißen Hut.

Aber auch Engelhard war so gekleidet, daß Rittersname nicht an ihm zu Schanden ward. Sein Wappenrock und seine Covertüre waren auf das Kunstreichste gestickt und mit wundersamen goldgestreiften Bildwer-

ken verziert. Im lasurblauen seidenen Felde standen liebliche Vöglein, so natürlich, daß man glauben konnte, sie lebten, während in dem andern, rosenrothen Felde allerhand Thiere des Waldes zu sehen waren. Dem Rosse aber ging über den Rücken vom Haupte hernieder eine grüne Leiste, auf der in Gold die Worte gewirkt waren:

„Freund, Gott lasse dich behalten
Heil und ganzen Glückes Kraft
Auf Minne und auf Ritterschaft!“

Mit gleichen Farben war auch sein Schild geziert, an dem Helme aber führte er nichts als eine kostbare Borte, woran man erkennen konnte, daß ihn eine reine Jungfrau auf dieses Turnier gesandt hatte.

Als er nun so gerüstet und geziert auf den Plan geritten kam, da staunten die Leute seine hohe Schönheit an und fragten einer den andern: „Wer ist der schöne, würdige, junge Ritter? Heil der Herrin, in deren Dienst er auf Ritterschaft ausgezogen ist!“

Da aber die beiden Ritter bereit waren, wurde ihnen Raum gemacht, und sie zögerten nicht, sondern lenkten ihre Rosse gegeneinander. Engelhard gedachte an seine liebe Herzensherrin, rief: „schöner rosenrother Mund!“ und spornte sein Roß und legte die Lanze muthig und ritterlich ein. Nicht anders der Andere. So drangen beide grimmig auf einander ein, daß Blumen und Gras von den Hufen ihrer Rosse zertreten wurden und sie theilten ihre Stöße, daß die Funken flogen. Die Lanzenschäfte zersplitterten von dem gewaltigen Stoße, aber der Muth der kühnen Ritter war

ungebrochen. Engelhard mußte zwar seine Helmborten an dem Speer des Gegners davon fahren sehen, aber er zögerte auch nicht, sein Roß in schneller Kühnheit zu wenden und mit ritterlicher Kraft und Gewandtheit den Schimpf am Feinde zu rächen. Da die ersten Lanzenschäfte zersplittert waren, nahmen sie alsbald zwei neue Speere und bereiteten sich zum zweiten Rennen.

Engelhard hatte die Lanze gut und sicher eingelegt, und als sie nun im rechten ritterlichen Kampf zusammen rannten, da traf er nach Wunsch den Schotten so fest auf die linke Brust, daß dieser jählings vom Sattel auf den Anger fiel.

Als Engelhard das sah, wollte er nicht länger auf dem Felde bleiben, sondern kehrte als Sieger zum Walde zurück und verbarg sich im kühlen Schatten der Bäume. Die Leute aber, die sein kühnes Spiel gesehen hatten, fragten voll Verwunderung einer den andern, wer wohl der werthe Degen sein könnte, der eben so schön von Gestalt sei, als herrlich von Muth und Ritterkühnheit.

Inzwischen hatte sich das Feld mit vielen Kämpfern gefüllt und es ward da den ganzen Tag tapfer und lustig turniert und gekämpft, bis der Abend den schönen Spielen des Mannesmuthes ein Ende machte. Aber das Alles war doch nicht mehr, als ein schwaches Vorspiel zu dem Glanze des folgenden Tages.

Die Sonne, als sie am folgenden Morgen aufging, schien auf lauter kampflustige Ritter. Kaum, daß sie sich Zeit gönnten, einen Morgenimbiß zu sich

zu nehmen, so saßen sie auch schon zu Rosse und sprengten lustig und wohlgemuth nach dem Plane, dem grünen Schauplatz ihrer Festthaten. Es war ein herrlicher Anblick, als man ihre Schaaren dahinziehen sah, und wer noch niemals Ritter in ihrer festlichen Rüstung gesehen hatte, der hätte wohl glauben können, die Engel aus dem Paradiese kämen herbeigeflogen, so herrlich war der Glanz ihrer Waffen und so kostbar und prächtig ihre Rüstung. Dazu kam die bunte Mannigfaltigkeit der Farben, mit denen ihre Schilde und Wappenbilder geziert waren. Wenn man im Sommer auf eine frische Bergwiese schaut, so können ihre Blumen keine schönere und buntere Pracht aufzeigen, als damals die zum Felde ziehenden Ritter, deren Schilde in allen möglichen Farben dem Auge des Schauenden entgegenstrahlten.

Zwei tausend Ritter kamen also auf den Plan und war unter allen nicht einer, der nicht den Preis ritterlicher Ehren zu erwerben gewünscht hätte.

Da es nun aber zum Turnier selbst kommen sollte, so theilten sie sich in zwei Hälften von je tausend Rittern. Auf der einen Seite war König Wachsmuth von Schotten, der sich seiner Königswürde gemäß herrlich geziert hatte und eine Krone auf dem Haupte über dem Helme trug, die über tausend Mark Goldes werth war. Er ritt ein gewaltiges Streitroß, dessen Covertüre (Schutz- und Schirmdecke) gleich seinem Waffenrock in rother Feuerfarbe strahlte. An der Spitze der andern Seite, auf der auch Engelhard war, stand Hertnit, der König von Reußen, der nicht minder

mit der Pracht seiner Rüstung die Bewunderung der Zuschauer herausforderte.

Als nun die ganze Zahl der Ritter getheilt war, da verhängten die beiden würdigen Rotten ihren Rossen die Zügel und sprengten wohlgemuth auf das Feld, die Reußen von hier, und von dort die Schotten. Die Rosse wieherten kampflustig auf, als der Ton der Flöten und wirbelnder Trommelklang erschallte, und nicht minder freuten sich die Ritter auf die Tjost, den rechten ritterlichen Zweikampf, der ihre Ehre bewähren sollte.

Und alsbald flatterten die Fahnen und Fähnlein auf der grünen Wiesen, und das Rennen begann, die Spieße glänzten, und die Schilde strahlten, und auf den leuchteten Helmen spielten die scharfen Schwerter. Wer da sein Auge weiden wollte, der hatte vollauf zu schauen an dem bunten Farbenspiel, das dort auf der grünen Wiese die Blumen und der Sonnenschein, der Purpur und die Seide, so wie das Gold und das Geschmeide der kostbaren Rüstungen zusammen gaben, als die beiden Rotten auf einander eindrangen. Aber auch zu hören gab es da genug: denn die fallenden Schwertschläge verursachten ein Getöse, wie wenn tausend Eisenhämmer unaufhörlich arbeiteten.

Engelhard ritt unter ihnen schlagend und stechend, hier abwehrend, dort eine Straße durch die ritterliche Schaar brechend, und that, wie der Adler thut, der der kleinen Vögel nicht begehrt, wenn er den kühnen Blick auf edle Beute richtet. Nur die er als wahrhaft kühn und edel erkannt hatte, griff er an, und

war so sturmgierig gegen sie, wie ein grimmiger Löwe gegen die Thiere des Waldes. Und so zwang er gar manchen starken und gefürchteten Ritter, seine Uebermacht anzuerkennen, indem er ihn selbst sieglos machte, sein Roß aber zum Zeichen des Sieges ihm abnahm und es seinem Knappen übergab.

Nun war da unter den Rittern der schottischen Partei ein kühner und unverzagter Held, der im grünen Schilde einen goldenen Löwen führte, der hatte bis dahin die größte Bewunderung erregt und hatte sich darauf gesetzt, mit jedem Fürsten einen besonderen Strauß zu fechten. So machte er sich auch an den König von Reußen und es gelang ihm wirklich, den edlen Hertnit zu seinem Gefangenen zu machen. Frohlockend führte er ihn aus dem Gedränge unter einen Baum und verlangte dort als Sieger das Roß und den überaus kostbaren Harnisch des Königs. Hertnit sträubte sich gegen solche Forderung, aber es würde ihm wenig geholfen haben, wenn nicht Engelhard zur rechten Zeit herbeigesprengt wäre, um ihn von seinem Dränger zu befreien.

„Herr!" rief er mit wildem Ungestüm den Löwenritter an, „Herr, ihr lasset uns den König hier!"

„Ei," sagte der andere höhnisch, „wie käme ich denn dazu, oder wer sollte mich zu solchem Dinge zwingen?"

„Ich!" rief der junge Degen, schwang sein Schwert und spornte sein Roß gegen den Feind.

Der aber hatte kaum Engelhards kühn herausforderndes Ich vernommen, als er auch schon sein

Roß wandte und gleichfalls sein Schwert zum ernsten Kampfe schwang. Da klangen alsbald von den behenden Schlägen die Helme wie die Schilde, und sie fochten beide eine lange Zeit mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß keiner dem andern den Sieg abgewinnen konnte. Endlich aber nahm Engelhard seine Zeit wahr und schlug dem kühnen Gegner mit einem wohlgezielten Schlage den Arm lahm, also daß er sich gefangen geben und Roß und Harnisch dem Sieger zum Pfande lassen mußte.

Als aber Engelhard hörte, daß sein muthiger Gegner einer von den Rittern wäre, so man die fahrenden nennt, und daß er ohne Geld und Gut wäre, so gab er ihm gern sein Roß und seine Wappenkleider zurück, da es ihm nicht um schnöden Gewinn, sondern nur um die Ehre des Sieges zu thun war, und er verdiente sich dadurch großen Dank bei dem besiegten Feinde.

Nachdem er so seine eigene Ehre bewährt und den Reußenkönig vor Schanden bewahrt hatte, ritt er zurück in seine Rotte und zeigte sich in dem Schaarenkampfe wieder so, daß Alle, die da ein Urtheil in ritterlichen Dingen hatten, seines Lobes voll waren und die Herrin glücklich priesen, in deren Dienst er auf dieses Turnier gekommen wäre.

VI. Der Verräther.

Als das Turnier zu Ende war, und die Ritter wieder in ihre Heimath zurückkehrten, da zögerte auch Engelhard nicht länger, sondern machte sich auf, nach

Dänemark an den Hof des Königs Frute und zu seiner geliebten Engeltraut heimzukehren.

Wie schwoll ihm das Herz von freudiger Erwartung auf der Heimreise! denn er konnte mit Ehren vor die Geliebte treten, und sie, die hohe Herrin seines Herzens, brauchte sich seiner nicht zu schämen, da er so guten Rittermuth dort auf dem Turnier gezeigt hatte. Sollen wir es ihm als Eitelkeit auslegen, wenn er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Ruf seiner Thaten schon vor ihm zur Geliebten gekommen wäre, um ihn anzumelden und ihm einen freundlichen Empfang zu bereiten? Wohl nicht, denn er hatte ein Recht, sich etwas auf das, was er geleistet, zu gute zu thun, und allerdings hatte Engeltraut schon davon gehört, denn der Ruf eines guten Jugendmuthes fliegt schnell und das Ohr der Liebenden hört weit und scharf. Ihr könnt wohl denken, daß die gute Engeltraut von ganzem Herzen froh ward, als sie so gute Nachricht von dem Geliebten hörte.

Aber alle diese Freude war doch Nichts gegen die Freude des Wiedersehens selbst. Zwar mußten die beiden, als sie sich in Gegenwart des Königs und der Hofleute zum ersten Male wieder sahen, an sich halten und durften ihre Freude nicht sehen lassen vor den Leuten, aber wie gleichgültig sie sich auch äußerlich zu begrüßen schienen, inwendig in ihrem Herzen jauchzte und jubelte es, und es war ihnen beiden, als ob ein blühender, singender Sommertag in ihrem Gemüthe Wohnung gemacht hätte und nie wieder weichen wollte.

Frute, der König, empfing den guten Engelhard mit seiner gewohnten Milde und Freundlichkeit und ehrte ihn um seiner Tapferkeit in jeder Weise, und seine Hofleute, die sich über Engelhards Rückkehr aufrichtig freuten, thaten es dem Könige redlich nach bis auf den einen Neider, den hochfahrenden Ritschier, der noch immer da war, und dessen kleinliche Seele noch immer an dem herrlichen Glanze Engelhards zu nagen strebte, gleichwie der Rost an blanken Waffen nagt. Aber Engelhard ahnte nichts von Ritschiers neidischer Gesinnung, denn was ihm früher davon bekannt geworden war, das hatte er längst vergessen, und wie er selbst arglos und voll edler Gesinnung war, so glaubte er auch eine gleiche Gesinnung bei allen andern Rittern voraussetzen zu müssen.

So hätte also Engelhard sich völlig glücklich fühlen können, wenn er sich mit dem vollen Maße der Ehren und der Freuden, das ihm zugemessen wurde, hätte genügen lassen. Aber so ist die Liebe: was ihr gewährt wird, sättigt sie nicht, und je größer die Freude ist, die ihr bereitet wird, nach desto größerer verlangt sie. Wie sehr auch die selige Lust zuerst in seinem Herzen gejauchzt und gejubelt hatte, als er Engeltrauts holdes Angesicht wieder gesehen hatte, so sehr quälte ihn nun doch der Gedanke, daß er dieses holde Angesicht nicht küssen, daß er die Geliebte nicht mit seinen Armen umfangen und an sein heißes Herz pressen und ihr Alles sagen durfte, was seine Seele bewegte.

Und Engeltraut dachte nicht anders, als er. Denn auch sie sehnte sich aus dem geräuschvollen

Königssaal fort an ein einsames Plätzchen, an dem sie mit dem Geliebten trauliche Zwiesprach pflegen und ihm sagen könnte, wie sie es ihm versprochen hatte, daß sie ihn nun ihrer reinen Liebe für würdig halte. Da sie nun beide also gesinnt waren, so konnte es nicht fehlen, daß sie beide nach einer Gelegenheit suchten, sich den heißen Wunsch ihres Herzens mitzutheilen und Ort und Stunde zu verabreden, in der sie sich ungestört sprechen könnten. Engeltraut flüsterte ihm auf seine Bitte zu, daß er nach Tische, wenn ihr Vater der Ruhe pflege, in den Baumgarten kommen sollte, wo sie ihn erwarten würde. Sie werde schon Mittel und Wege finden, die Frauen und Fräulein ihres Hofes unter einem schicklichen Vorwande von sich fern zu halten, und sie könnten sich dann Alles sagen, was sie sich zu sagen hätten.

Engelhard war über diese Weisung hoch erfreut und hatte nun wieder frischen Muth und konnte nun noch einmal so fröhlich dem Könige und den Rittern seines Hofes von dem großen Turnier erzählen.

Als nun die Zeit gekommen war, daß der König nach Tische sich zum Schlafe niedergelegt hatte, so machte sich Engelhard auf und ging in den Baumgarten, wohin ihn seine schöne Gebieterin beschieden hatte.

Engeltraut war schon dort und harrete des Geliebten. Sie, die immer schön gewesen war, war heute doppelt schön durch die Freude über die Rückkehr des süßen Freundes, dem sie nun mit ihrem Kusse seine treue Liebe lohnen konnte. Was soll ich viel von ihrem Schmuck erzählen, mit dem sie sich gekleidet

hatte, um ihn recht festlich zu empfangen? hatte doch Engelhard keine Augen dafür, und über allen Glanz des Goldes ging ihm der leuchtende Glanz ihrer Augen, und über allen kostbaren Schimmer der Edelsteine ging ihm der rosige Lichtschein ihrer Wangen und ihres lieblichen Mundes.

Engelhard nahm sie bei der Hand und führte sie nach einer nahen Rasenbank und zog sie sanft zum Sitze nieder, und als sie saßen, umfing er sie mit seinen Armen und küßte sie liebeselig auf ihren rosigen Mund, und so saßen sie lange in seligem Umfangen und spiegelten sich eins in des andern Augen. Ueber ihnen rankten sich die dunkelgrünen Reben zur schattigen Laube zusammen und die Nachtigal sang so lieblich und so laut in ihrer Nähe, als ob sie die Wächterin der treuen Liebe sein wollte.

Aber der Verräther schläft nicht. Während die beiden Liebenden sich in aller Unschuld und Arglosigkeit ihren holden Träumereien hingaben, trieb Ritschier auf dem Hofe sein Spiel mit einem zahmen Sperber, den er gewöhnt hatte, nach jedem Ausfluge auf seine Hand zurückzukehren. Nun hatte aber der unselige Sperber gerade heute die böse Laune, einmal nicht auf den Befehl seines Herren zurückzukehren, sondern über die Mauer des Hofes nach dem Baumgarten zu fliegen und sich unglücklicher Weise gerade auf dem Baume niederzulassen, unter welchem Engelhard und Engeltraut saßen.

Ritschier, der seinem Sperber zürnte und ihn wieder in seine Gewalt bekommen wollte, hatte sich

die Richtung seines Fluges genau gemerkt, und als er in den Baumgarten gehen wollte, fand er auch richtig den Eingang durch das Pförtchen, welches Engelhard in argloser Unachtsamkeit offen gelassen hatte. Ritschier schlich durch die Gänge und spähte nach seinem Sperber, da führte ihn der böse Zufall gerade zu der Stelle, wo Engelhard und Engeltraut saßen und der hämische Mann, der den herrlichen Jüngling angefeindet hatte, sah nun, wie er die Königstochter mit seinen Armen umfangen hielt und seinen Mund auf ihre Lippen drückte.

„Ei, Herr Engelhard!“ rief der stolze Ritschier, „ist das die Weise, in der ihr des Königs Ehre hütet?“

Und als er das gesagt hatte, eilte er schnell von dannen, um dem Könige das Unerhörte zu melden, was er gesehen hatte.

Engelhard und Engeltraut fuhren zum Tod erschrokken aus ihrem süßen Traume auf, und fanden zuerst die Worte nicht, um ihr Leid zu klagen oder sich einander um Rath zu fragen, was nun zu thun sei. Doch ermannte sich Engelhard und fragte die Geliebte, was sie ihm rathe.

„Wehe!“ sagte er, „was soll ich thun, um uns beiden zu helfen? Denn obschon wir vor Gott nichts Unrechtes gethan, so werden wir doch in den Augen der Menschen und des Königs, wenn Ritschier meldet, was er gesehen hat, als arge Frevler gelten, und zumal gegen mich wird sich der stärkste Haß des Königs wenden. Darum rathet mir, liebe Herrin, was ich thun soll, ob ich aus dem Lande fliehen oder hier am

Hofe bleiben soll. Denn also steht die Sache: bleibe ich hier, so geht der Zorn eures Vaters mir ans Leben, und reise ich aus dem Lande, so bringt mich die Trennung von euch in solches Leid, daß der Tod um nichts schlimmer zu sein scheint. Zugleich muß ich aber auch auf eure Ehre bedacht sein und kein Mittel sparen, um sie zu retten."

„Lieber Engelhard," antwortete die Königstochter, du wirst dir selbst besser rathen können, als ich es je vermag, da mir vor Schrecken alle Sinne betäubt sind und nur das eine Gefühl des gemeinsamen Leides mich beherrscht. Verlangest du aber dennoch meinen Rath, so bitte und rathe ich, daß du nicht hier bleibest, sondern je eher je lieber aus dem Lande fahrest, um dein theures Leben vor meines Vaters Zorne zu behalten und zu bewahren. Und laß dich nicht durch die Rücksicht auf meine Ehre bestimmen, denn wie lieb mir auch meine Ehre sein muß, so ist mir doch dein Leben noch viel theurer, und ich will doch lieber schamroth vor meinem Vater werden, als dich in den Tod gehen sehen. Mir wird man um so leichter Schuld willen den Tod nicht anthun, wohl aber wird man dich, dessen Schuld mit anderem Maße gemessen wird, greifen und ums Leben bringen wollen. Darum bitte ich dich, herzlieber Mann, wolle dein süßes Leben retten und auch mir dadurch Lust und Muth zum Leben erhalten."

Als sie also geredet hatte, dankte ihr Engelhard inniglich für ihre große Liebe und lobte ihren herzlichen Rath. „Aber," fügte er hinzu, „annehmen und befol-

gen kann ich den Rath doch nicht. Denn schon jetzt fühle ich es, es würde mir ein zwiefacher Tod sein, wenn ich von euch getrennt mein Leben lang in der Fremde schweben sollte. Verderben erwartet mich überall und da ich jetzt noch die Wahl habe, so will ich lieber, wenn es sein soll, hier für euch und in eurer Nähe sterben, als fern von euch in trauriger Verbannung. Noch aber schimmert mir ein schwacher Hoffnungsstrahl, daß der gütige Gott unsre treue Liebe ansehen und uns noch nicht ins Verderben stürzen wolle. Darum werde ich hier bleiben und alles Böse, was Ritschier gegen uns aussagen wird, versuchen in Abrede zu stellen. Ich will den guten Gott bitten, daß er mir um euretwillen die Lüge, zu der ich mich, durch die Noth gezwungen, entschließe, gnädiglich verzeihen möge."

„Und ich will mein Gebet mit dem deinen vereinen," sagte Engeltraut.

Darauf nahmen sie weinend Abschied von einander und gingen traurigen Muthes von dannen.

Unterdessen hatte Ritschier nicht gezögert, seine Entdeckung an den rechten Mann zu bringen. Er konnte die Zeit nicht erwarten, bis der König sich von seiner Mittagsruhe würde erhoben haben, sondern er machte von seinem Vetternrechte Gebrauch und ging selbst in des Königs Schlafgemach, um ihn mit böser Botschaft zu wecken, denn er freute sich so recht von Herzensgrund, nun endlich dem verhaßten Engelhard, dessen Ehre ihm überall im Wege stand, einen tödtlichen Schlag versetzen zu können.

Als Frute aufwachte, fragte er, was es gäbe? „Ich komme," sagte Ritschier, „um euch ein Ding zu melden, das euch und eure Ehre gar nahe angeht." Und nun erzählte er ohne Umschweife, was er im Baumgarten gesehen, daß seine Tochter in Engelhards Arm geruht habe und daß Engelhard sie geküßt und geherzt hätte, gleich als wäre er der hohen Königstochter ebenbürtig, oder sie wäre seine verlobte Braut. Dabei verfehlte er nicht, die Scene so auszumalen und Alles, was Frute jemals für Engelhard gethan hatte, mit solchem Tone zu erwähnen, daß der König gewaltig ergrimmte und seinen vollen Zorn gegen Engelhard richtete.

Denn so pflegt es immer zu sein: thut uns Jemand ein Leides, der uns bis dahin gleichgültig oder auch gar verhaßt gewesen ist, so verwinden wir das Leid und bezwingen ohne allzu große Mühe unsern Schmerz, aber wenn das Leid von einem Menschen kommt, der uns bis dahin lieb und theuer gewesen ist, so bohrt sich der Stachel des Schmerzes tief und tiefer in unser Gemüth und ruht nicht eher, als bis alle Liebe in Haß oder Zorn umgewandelt ist. Und König Frute hatte den jungen Engelhard sehr geliebt. Er hatte ihn von seiner ersten Ankunft an bis zum gegenwärtigen Augenblicke allen Rittern vorgezogen, er hatte ihn für die Zierde seines Hofes gehalten, er hatte ihn fast wie einen Sohn behandelt und ihm alle möglichen Wohlthaten erwiesen, und nun hatte Engelhard das Alles vergessen und in schnöder Undankbarkeit sich an dem theuersten Gut seines Wohlthäters, seines Königs, nämlich an seiner Tochter und ihrer

Ehre vergriffen! Wie sehr mußte er also auf den Verwegenen zürnen und wie leicht ist es zu begreifen, wenn er sich hoch und theuer vermaß, die Schande, die ihm angethan wäre, mit aller Kraft zu rächen.

Er sandte also seine Diener und befahl ihnen, den undankbaren Engelhard zur Stunde zu fangen und ihn gebunden in einen Kerker zu werfen. Die Diener wunderten sich zwar über die plötzliche Ungnade, die sie nicht begreifen konnten, aber sie eilten dennoch, den Befehl ihres Herrn zu erfüllen, und sie ergriffen den schönen Jüngling, fesselten ihn und schleppten ihn in einen finstern Kerker.

Wie jammerte Engeltraut, als sie hörte, was ihrem lieben Freunde widerfahren war! Wie rang sie die Hände! und wie strömten die Thränen über ihre sorgenbleichen Wangen! „O Gott!“ sprach sie in der Angst ihres Herzens, „gedenke nun an mich viel armes Weib und hilf mir, daß meines Freundes Leben beschirmet bleibe und in dieser Noth nicht untergehe. Mein ganzes Leben hindurch will ich es dir danken, wenn du nun deine Barmherzigkeit und Vatergüte an mir bewähreſt. Denn siehe, wenn er verderben muß, so ist auch mir die Frucht des Todes reif, und selbst mein Leben würde mir wie zwiefacher Tod sein ohne ihn, dem meine Seele sich ergeben hat. O daß es doch meinem Vater gefallen hätte, seinen Zorn gegen mich zu kehren, statt gegen ihn! Wie gern wollte ich alles Leid und Elend dulden, wenn ich dadurch des Freundes liebes Leben retten könnte! Du aber, allgütiger Gott, höre das Flehen deines

Kindes, und stehe meinem trauten Herzgesellen mit deinem Segen bei und führe ihn mit deiner starken Hand auch aus dieser Gefahr.

VII. Das Gottesgericht.

Während Engeltraut so um den Geliebten klagte, waren auch bei Hofe die Leute, die von des Königs Ungnade gehört hatten, nicht gleichgültig oder stille. Denn da sie den werthen Engelhard stets so gekannt hatten, daß er des Königs Ehre immer vor Augen gehabt hatte, so that es ihnen leid, daß er nun gleich einem gemeinen Verbrecher im Kerker schmachten sollte. Was sie aber am meisten schmerzte, das war der Umstand, daß der König die Strafe über ihn verhängt hatte, ohne ihn anzuhören. Darum traten sie vor den König und sprachen: „Lieber Herr, lasset doch den Angeschuldigten zu Worte kommen, auf daß er sich verantworten kann gegen die schwere Anklage, die gegen ihn erhoben ist. Vielleicht findet ihr dann, daß er nicht so schuldig ist, als es euch jetzt dünkt und ihr könnt eure Ungnade von ihm nehmen. Wir alle wissen es nur zu wohl, daß mancher Mann zu mancher Zeit durch bösen Neid verläumdet und verlogen wird, daran gedenket auch ihr nun, ob nicht vielleicht auch ihm Haß oder Mißgunst dieß Leid bereitet hat. Sollte er aber nun unschuldig Strafe leiden, und wohl gar das Leben verlieren, ohne zu Recht und Rede gelassen zu werden, so würde das einen Schatten auf den reinen Ruhm eurer milden Gerechtigkeit werfen, den ihr selbst am meisten bedauern würdet.

Darum, viellieber Herr, übereilet euch nicht, sondern höret ihn erst an, bevor ihr ihn verdammt. Findet ihr ihn auch nach seiner Verantwortung noch schuldig, nun so richtet ihn, wie es euer Recht ist. Aber noch können wir nicht an seine Schuld glauben, denn er hat euch so lange Zeit hindurch so viel Treue und Liebe bewiesen, daß wir nicht denken können, er habe sich in seinem innersten Herzen so plötzlich umgewandelt. Darum fürchten wir, er sei verläumdet und wünschen, daß Gott die Zunge des Verläumders lähmen möge!"

Diese Rede der getreuen Hofleute verfehlte ihren Eindruck auf das Herz des Königs in keiner Weise. Denn er gab sofort Befehl, den Eingekerkerten von seinen Fesseln zu befreien und vor ihn zu führen, auf daß er sich verantworten könnte gegen die schwere Anklage, die Ritschier gegen ihn erhoben hätte. Engelhard folgte seinen Führern, und da er seinen Entschluß bereits gefaßt hatte und da er Gott bereits angeflehet hatte, ihm die Lüge um seiner reinen Liebe willen zu vergeben, so hatte er den Muth, festen männlichen Schrittes und ungebeugten Hauptes vor den König zu treten.

Der König sah ihn zornig an und sprach mit einer Stimme, der man die innere Bewegung und den schweren Kummer wohl anhören konnte: „Ich hätte nimmer geglaubt, Herr Engelhard, daß meine Ehre bei euch in so schlechter Hut wäre. Ihr habt mir eine Schande angethan, die ich nimmer um euch verdient hätte. Alles Gute und Liebe habe ich euch

erwiesen und ihr zahltet mir den Dank in Schimpf und Schmach aus, gegen das reine Gold meiner Wohlthaten wiegt ihr mir Kupfer und Blei zurück. Ihr habt euch vermessen, euren buhlerischen Blick zu meiner Tochter zu erheben und wußtet doch, daß sie von mir zu zärtlich erzogen ist und daß sie zu hoch geboren ist, als daß sie euch zu einer heimlichen Braut taugte. Entschuldigt euch nicht etwa mit der Einwilligung meiner Tochter. Da sie mein Gebot übertreten hat, so ist sie in gleicher Schuld und die Strafe wird nicht ausbleiben. Hat sie ihrer Ehre so schlecht geachtet, so mag sie nun auch des Erbes verlustig gehen, das sonst ihr zugefallen wäre."

Engelhard antwortete mit unverzagtem Muthe: „Herr, ich bin mir bewußt, daß ich euren königlichen Haß und eure schwere Ungnade in keiner Weise verdient habe. Ihr zürnt mir ohne mein Verschulden und ich habe eure Huld ohne Missethat verloren. In der That, ich müßte krank an allen meinen Sinnen sein, wenn ich die Gedanken meines Herzens auf so hohe Liebe richten wollte, oder wenn ich meine Herrin, die Tochter meines Königs, um Dinge bitten wollte, die ihr selbst zur Unehre gereichten. Denn mein Gedächtniß ist nicht so kurz, daß ich schon vergessen haben könnte, was ihr, viel hoher Herr und König, an mir gethan habt. Nein, lieber wollte ich den Tod erleiden, als auch nur in Gedanken mich wider eure Ehre versündigen. Darum sage ich und will es ritterlich bewähren: der Mund hat gelogen, der solche Klage gegen mich erhoben hat. Nie und nirgends habe ich

eure Gebote übertreten, und wer da gesagt hat, daß ich eure Ehre in so frevler Weise geschädigt habe, der hat meinen Schaden begehrt und euch wenig Ehre gegönnt. Der Haß hat ihn getrieben, mein Leben zu versehren und eurer Tochter reines Lob zu schädigen. Und diese Schande kränket mich am meisten, daß der Schändliche sich vermessen hat, den reinen Ehrenkranz eurer Tochter zerpflücken zu wollen. Was liegt mir an meinem Leben? Mag ich doch sterben, wenn ihr es so beschließt, aber so lange noch ein Athemzug in diesem meinem Leibe ist, werde ich nicht zugeben, daß die Tochter meines Königs, die tugendliche Herrin, durch den Mund eines Lügners und Verläumders verunehrt werde."

Als Engelhard so gesprochen hatte, wandte sich der König zu Ritschier und fragte ihn: „Nun Vetter, was willst du, das ich thue? Was sagst du dazu, daß dieser Herr so fest und sicher seine Unschuld behauptet? Du mußt vor großer Scham erröthen, wenn du nichts dawider sagen kannst."

„Seine Rede," antwortete Ritschier, „wird ihm wenig nützen, denn wie kann die Lüge ihm helfen, da seine wahre Schuld bekannt ist? Daß er eure Tochter Engeltraut mit seinen Armen umfangen und seinen Mund auf ihre Lippen gedrückt hat, das habe ich mit meinen Augen gesehen, und er mag sein Leugnen nur unterweges lassen. In der That er hat sich schändlich gegen euch und eures Kindes Ehre vergangen und eure Wohlthat schnöde genug vergolten."

„Herr,“ erwiderte Engelhard, „ihr sagt freilich, was ihr wollt, aber die Wahrheit sprecht ihr nicht. Gewiß, ihr fälschet an mir allzu stark eure Ehre und euren Adel. Es ist bekannt genug, daß ihr mich mit eurem unverdienten Haß verfolgt, so lange ich hier am Hof des Königs gelebt habe, und so sollte es mich nicht wundern, wenn ihr mir noch ärgere Laster und Verbrechen aufgebürdet hättet. Und hättet ihr doch gesagt, daß ich in gemeiner Weise gestohlen hätte und als Dieb den Strang verdiente, so hättet ihr des Königs und seiner Tochter Ehre doch wenigstens geschont und hättet eurer Mißgunst gegen mich doch ein Genüge thun können! Was hat denn des Königs Tochter an euch verbrochen, daß sie nun auch dafür büßen soll, daß ich euch so verhaßt bin? Wahrlich! wäre ich eures Gleichen, so wollte ich euch ins Gesicht hinein einen Lügner heißen und noch ärger mit euch reden, da ihr aber aus königlichem Blute seid, so muß ich leider schweigen und darf nicht reden, wie ich wohl reden möchte.“

„Wozu die Worte?“ sprach Ritschier, „ihr habt dem Könige saures Bier für süßen Meth und bittern Apfeltrank statt guten Rheinweins eingeschenkt. Er hat euch aus einem schnöden Knechte zu einem Ritter gemacht, und ihr habt ihm damit gedanket, daß ihr seine edle und zarte Tochter zu eurer heimlichen Braut gemacht habt. Ich weiß was ich sage und will es vor aller Welt behaupten und beweisen. Ich kann den Baum im Baumgarten noch zeigen, unter dem ich euch gesehen habe, wie ihr euch umarmt hieltet und Kuß

um Kuß tauschtet. Wohl mögt ihr beide meinem Sperber zürnen, der mir von der Hand geflogen war und, statt zurückzukehren, sich auf den Baum setzte, unter welchem ihr verbotner Liebe pflegtet. Denn er war es, dem ich nachging, so daß ich wider mein Vermuthen der Zeuge eures Frevels wider den König wurde."

Engelhard antwortete: „Ihr nennt da einen vortrefflichen Zeugen, euren Sperber, der es ja wohl deutlich aussagen wird, was er gesehen hat. Gewiß, wenn ihr noch mehr solche Beweise und Zeugen vorbringt, so ist meine Schuld ganz sonnenklar erwiesen. Aber den König, meinen Herrn, bitte ich demüthig, daß er selbst die Rede meines Gegners prüfe und überlege, ob ich wirklich so sinnlos bin, als ich nach jener Rede gewesen sein müßte. Wie? ich sollte in den Baumgarten gegangen sein, weil es mich nach dem Kuß der jungen Königin gelüstete? Und ich sollte die gemeinsten Regeln der Vorsicht so sehr außer Acht gelassen haben, daß ich die Thür des Baumgartens nicht zuvor sorgfältig verschlossen hätte? Gewiß Niemand wird das glaubhaft finden. Geht ein Jüngling zu seiner Braut und begehrt sie zu küssen, so wünscht er sich und sein Lieb nicht den Augen der Welt auszusetzen, sondern verbirgt sich so sorgfältig als er kann: und ich, der ich den Tod hätte fürchten müssen, wenn ich in verwegener Absicht um die Liebe der Königin hätte werben wollen, ich sollte die Thür aufgelassen haben, damit jeder, wer Lust hätte, hinein kommen könnte, um mich beim Könige zu verklagen? Gewiß schon aus diesem einen

Umstande ist leicht zu ersehen, welche Bewandtniß es mit der ganzen Anklage hat. Sie mußte feiner ersonnen sein, wenn sie Glauben finden sollte. Bei euch aber, mein König und Herr, berufe ich mich auf mein ganzes Leben, wie ich es von je dahier an eurem Hofe geführt habe, und bitte euch inständig zu erwägen, ob es so gewesen ist, daß ihr mich eines groben Frevels an eurer Ehre für fähig halten könnt. Ist es aber immer so gewesen, daß es euch wohlgefallen konnte, o so glaubet auch jetzt, daß nicht meine Schuld, sondern nur gehässige und unbegründete Verläumdung mich bei euch in Ungnade gebracht hat."

Als Engelhard das gesagt hatte, schlug Ritschier zornig an sein Schwert und sprach: „Wollt ihr eure Unschuld behaupten, so kann das nur mit dem Schwerte geschehen, und wer dem wehren will, der wird nimmer mein Freund bleiben. Ich aber will mit meinem Schwerte beweisen, daß ich kein Lügner bin, sondern die blanke Wahrheit geredet habe. Ich will mein Leben gern auf die Waage legen, und dann wird es sich zeigen, wer mit dem Siege die Ehre davon trägt."

„Was ihr verlangt," antwortete Engelhard, „das ist mein eigener Wunsch, denn ich weiß, daß es der rechten Wahrheit nicht an himmlischer Hülfe fehlen wird. Nichts kann mich mehr erfreuen, als daß ich für die angetastete Ehre meiner königlichen Herrin meine Ehre und mein Leben wagen soll. Wie gern will ich beides dahin geben, wenn ich sie dadurch von ihrem Kummer lösen kann! Laßt mich also des Glückes theilhaftig werden, das für mich in solchem Kampfe liegt und

glaubt, daß ich seinem Ausgange mit getrostem Muthe entgegensehe."

„Prahlt nur noch!" sagte Ritschier, „euer Muth ist so getrost, wie der des kranken Thieres, das der Löwe bereits ergriffen hat. Euer Leben ist mir verfallen, weil ihr des Königs Ehre gekränkt habt und alle eure Schwüre fruchtlos sind. Ich will nicht rasten und ruhen, bis eure Schuld und Missethat klar am Tage ist, und so lange noch Mannheit in meinen Gliedern ist, will ich sie dazu verwenden, auch die heuchlerische Larve, womit ihr des Königs Vertrauen so lange getäuscht und hintergangen habt, vom Gesichte zu reißen und euch vor die Füße zu werfen."

„Wozu die stolzen Reden?" sagte Engelhard. „Wenn ihr den Sieg wirklich errungen habt, so mögt ihr euch sein rühmen und froh sein, aber vor dem Siege drohen und frohlocken ist eines Thoren Sitte. Nicht jede Wetterwolke, wie schrecklich sie auch aussehen möge, birgt in ihrem Schooße den vernichtenden Schlag, und auf das stärkste Drohen folgt nur zu oft eine schwächliche That. Ich aber kann nur wiederholen, was schon gesagt ist: ich wünsche den Kampf mit euch und bitte den König, euren Oheim, daß er mir gestatte, mein gutes Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen."

Als Engelhard das gesagt hatte, sprach der milde König Frute: „Der Kampf soll nicht gewendet werden! Meine Tochter Engeltraut muß von der Schande befreit werden oder darin zu Grunde gehen. Man hat sie solcher Dinge geziehen, die mit dem Namen einer

keuschen Jungfrau nicht verträglich sind. Nun möge es sich zeigen, wessen ich mich zu ihr versehen kann. Zeugen, die die Sache entscheiden könnten, sind nicht vorhanden, darum müssen die Schwerter statt der Zeugen reden. Tretet also beide in den Kreis und kommt überein, wer von euch beiden mit seiner Rede die Wahrheit an dem Kriege spare. Gott wolle, daß der Gerechte wohl fahre, unselig aber sei der Schuldige!"

Da beharreten beide auf ihrem Rechte und der Kampf ward über sechs Wochen angesetzt, wie es Recht und Sitte verlangten.

VIII. Schlimme Ausflucht.

Als der Zweikampf also anberaumt war, da begann Engelhard doch in seinem Herzen zu bangen und zu zagen, und er fühlte, daß die Saat der Lüge, die er, der sonst immer der Knecht der Ehre gewesen war, gestreut hatte, aufginge und ihre Stacheln gegen sein Gewissen richtete. Gott selber sollte in diesem Zweikampfe richten zwischen ihm und seinem Ankläger; wie konnte er aber auf Gottes Beistand rechnen, da er sich seiner Schuld wohl bewußt war, und all sein Recht auf den faulen Grund der Lüge gebaut war? Zwar konnte er sich sagen: die Schuld, deren Ritschier mich geziehen hat, ist in Gottes Augen keine Sünde; aber durch die Lüge, die ihn auch vor den Augen der Menschen reinigen sollte, war er auch vor Gott schuldig geworden, und er sah wohl ein, daß er mit einem solchen Bewußtsein in dem Kampfe nicht siegen konnte.

Was sollte er also thun? In den Tod gehen? Hätte er dadurch die Ehre der Geliebten wieder herstellen können, er hätte es gethan. Aber sein Tod wäre zugleich der Beweis ihrer Schande gewesen, und das zu ertragen fühlte er sich nicht stark genug.

Da flüsterte ihm der Geist der Lüge und der Versuchung, der ihn schon einmal besiegt hatte, von Neuem zu: „Fahre zu deinem Freunde Dieterich und laß ihn kommen, auf daß er kämpfe an deiner Statt. Er sieht dir ja so ähnlich, daß Jedermann ihn für dich halten wird, er ist unschuldig an dem Dinge, dessen man dich geziehen hat, er wird also auch siegen müssen in diesem Kampf, und endlich ist er dir so herzlich zugethan, daß er sich dem Kampfe gewiß um deinetwillen unterziehen wird."

Ein so plumpes Auskunftsmittel gab der böse Lügengeist an, um Gottes Richterauge zu bestechen, und Engelhard — so thöricht ist der Mensch, wenn die Leidenschaft ihn beherrscht — Engelhard, der Dienstmann der Treue und der Knecht der Ehre, folgte dem Lügenrathe und beschloß zur Stunde, zu seinem Freunde Dieterich zu fahren und seine Hülfe zu erflehen. Er ging also zum Könige und bat ihn um Urlaub zu einer Fahrt, die er nach einem Kloster unternehmen wollte, um sich in demselben durch Fasten und Beten zu dem bevorstehenden Zweikampfe würdiglich vorzubereiten. Er setzte aber sein Wort und seine ritterliche Ehre zum Pfande, daß er zur rechten Zeit wiederkehre und sich zum Kampfe stellen würde.

Nun galt aber in jenen Zeiten eines Ritters Wort noch so viel, daß, wer einen Ritter gefangen

hatte, ihn dennoch auf das Pfand seines Wortes und seiner Treue davon reiten ließ, denn er wußte, daß der Mann zur bestimmten Stunde wiederkehren würde: darum trug auch der König Frute kein Bedenken, den angeklagten Engelhard seine Bitte zu gewähren und ihm den Urlaub zu der gewünschten Klosterfahrt zu ertheilen.

Da machte sich Engelhard auf und fuhr in das Land Brabant und ruhete nicht, bis er seinen trauten Freund und Hofgesellen Dieterich fand. Er kam aber zur Nachtzeit an die Burg des jungen Fürsten, und klopfte an das Thor und sprach zu dem Wächter: „Freund, ich bitte dich, gehe alsbald zu deinem Herrn und sage ihm, daß sein Geselle Engelhard vor dem Thore harre und ihn zu sehen und zu sprechen begehre. Er bedürfe dringend seines Rathes und Beistandes und wünsche, daß er ihm seine alte Treue bewähre. Dieß Wort merke genau und melde es ihm, wie ich dir's gesagt habe.“

Da ging der Wächter in den Schlafsaal, in dem Dieterich und sein junges Weib schliefen, denn Dieterich war seit längerer Zeit vermählt und lebte mit seiner Gattin in großen Ehren und Freuden dort zu Brabant, und der Wächter trat an das Bett seines Herrn, weckte ihn vorsichtig auf und sprach: „Hoher Fürst, euer Freund, Herr Engelhard, von dem ihr so oft gesprochen habt, der ist an das Thor gekommen und begehrt euch zu sehen und zu sprechen, denn er bedarf gar sehr eures Rathes und Beistandes. Man hört es wohl an seiner Stimme, daß ihn große Angst hierher getrieben hat, und es muß auch wohl eine

heimliche Angelegenheit sein, in der er kommt, denn wie käme er sonst bei Nacht und Nebel an das Thor geeilt?"

Dieterich hatte kaum den Namen Engelhard gehört, als er auch schon aus dem Bette gesprungen war, und so sehnte er sich nach dem Anblick des geliebten Freundes, und so drängte es ihn, ihm in seiner Noth beizustehn, daß er sich nicht die Zeit gönnte, sich völlig anzukleiden, sondern nur eine Decke umwarf und so halb angekleidet und baarhaupt hinauseilte an das Thor. Dort angekommen rief er: „Wer suchet mich hier, Engelhard, herztrauter Geselle, bist du es, so sei Gott und mir viel tausendmal willkommen."

Da freute sich Engelhard der alten Liebe seines Freundes und antwortete: „Ja, ich bin Engelhard und wünsche dich hier zu sprechen."

Da erkannte Dieterich seinen Freund an der Stimme, warf das Thor weit auf, eilte hinaus, umarmte den theuren Gesellen und küßte ihn wieder und wieder auf Mund und Wangen. „Gelobt sei Gott," rief er im Uebermaße seiner Freude aus, „daß er mir dich, meinen getreuen Freund, wieder zugeführt hat! Alle Wonne der Liebe, die ich genossen habe, ist wie ein Wind gegen die Seligkeit, die ich empfinde, da ich dich wieder habe. Sei mir aber von ganzem Herzen willkommen. Und nun laß mich deiner reinen Tugend genießen, und bleibe bei mir, Herzensfreund. Dann erst kann ich in Wahrheit die Frist meiner Jahre mit Freud' und Seligkeit vertreiben, wenn ich meine Macht und alle meine Ehre mit dir theilen kann, wie

ich es immer gewünscht habe. Mein Gut und Leben soll das deine sein, und Alles, was ich habe, das soll dir unterthänig sein. Wir aber wollen uns nie wieder scheiden, sondern bei einander bleiben in trauter Freundschaft, bis daß der Tod uns trennt."

Engelhard antwortete: „Gott selber möge dir danken, daß ich so reine Treue an dir gefunden habe. Aber Alles, was du jemals an mir gethan hast, das soll nun doch noch überwogen werden durch den Beistand, den ich jetzt von dir wünsche, denn niemals war ich deiner Hülfe so bedürftig, als jetzt. Lieber Freund, ich bin nicht zu dir gekommen, um bei dir zu bleiben, wie dein edles Herz es begehrt, sondern es hat mich ernste Noth zu dir getrieben, und ich stehe vor dir als ein angstbeladener, freudenbloßer Mann, der immerdar in hohen Sorgen schweben muß, wenn du ihm nicht die Hand zur Hülfe reichen willst. Meine Ehre und mein Leben steht auf dem Spiele und Niemand auf der weiten Gotteswelt kann mir die beiden retten und bewahren, als du."

Da sprach Dieterich: „Ach Freund, warum ist deine Rede gegen mich so voll Zweifels? Glaubst du denn nicht, daß ich Gut, Leben und Ehre mit Freuden auf die Waage lege, wo es dein Leben gilt? Und fühlst du denn nicht, daß ich hohe Seligkeit im Herzen trage, da du mich in meinem Hause heimsuchest und meine Hülfe begehrst? Kann denn ein Freund ein größeres Glück erfahren, als wenn er dem Freunde helfen kann? Darum erschließe mir dein Herz und sage mir deinen ganzen Kummer, und laß sehen, ob

ich den rechten Rath und die wahre Freundeshülfe finden möge, die dich, mein trauter Geselle, von deiner Noth befreien und erlösen kann."

Engelhard erzählte ihm nun, wie es ihm seit ihrer Trennung ergangen wäre, wie Engeltraut ihn ihrer Liebe gewürdigt, und wie der neidische Ritschier sie beide überrascht hätte, als sie in herzlicher Umarmung im Baumgarten bei einander gesessen wären. Ritschier habe ihn sofort beim Könige verklagt und er habe, mehr um die Ehre der Geliebten, als um sein eigenes Leben zu retten, geläugnet. Ein Zweikampf sollte nun, da alle Zeugen fehlten, zwischen ihm und Ritschier entscheiden; da er sich doch in Wahrheit schuldig finde, so getraue er sich nicht mit unverzagtem Muthe in dieses Gottesgericht des Zweikampfes zu treten, und er fürchte, daß er unterliegen werde, wenn er sich dennoch stellen müsse. Darum sei er gekommen, um den treuen Freund um seinen Rath zu bitten, wie er die Ehre der Geliebten und sein eigenes Leben retten könnte.

„Lieber Geselle," antwortete Dieterich, „wenn keine andre Noth dich zwinget, so kann dir bald geholfen werden. Die List ist leicht zu finden, womit ich dein Leben von seiner Noth befreien kann. Du sollst hier bei Hofe Wirth und Herr an meiner Stelle sein, ich aber will für dich an den Hof des Königs von Dänemark reiten und den Kampf für dich ausfechten. Wir sind ja so oft mit einander verwechselt, daß auch jetzt leicht einer für den andern gelten kann. Du nimmst meine Kleider und

ich die deinen, du spielst hier den Herzog Dieterich, und ich nenne mich dort am Hofe Engelhard. Ich getraue mir, mit unverzagtem Muthe in den Kampf zu gehen, dieweil ich unschuldig bin an dem Dinge, dessen man dich zeihet. Darum gieb mir sofort dein Pferd und dein Gewand und gehe an meiner Statt in den Schlafsaal zu meinem Weibe und thue auch vor ihr, als ob du Dieterich wärest, bis daß ich wiederkomme und dir die Nachricht deiner Rettung bringe."

Obgleich nun Dieterichs Vorschlag genau dem Wunsche Engelhards entsprach, so trug dieser doch Bedenken, auch in den letzterwähnten Punct einzuwilligen und meinte, daß es besser wäre, auch die junge Herzogin in das Geheimniß zu ziehen. Dem widersprach aber Dieterich aufs Entschiedenste. „Niemand," sagte er, „soll um unsre Heimlichkeit wissen, als ich und du, und es ist kein Grund vorhanden, weßhalb du dich gegen meinen Vorschlag sträuben könntest. Oder willst du mir etwa weiß machen, daß ich mich auf deine Treue nicht verlassen könnte, wenn du den Mann meines Weibes spielen sollst? Aber ich müßte doch ein ganz elender Schurke sein, wenn ich auch nur einen Augenblick an deiner Treue zweifeln wollte. Und nun laß der Reden hierüber genug sein und thue, wie ich gesagt habe."

Engelhard konnte den Worten des Freundes nichts entgegen setzen, und indem er sich fügte, sagte er ihm nur noch, daß ihm der König Urlaub gegeben habe, um in einem Kloster durch Fasten und Beten sich zu dem Zweikampfe würdiglich vorzubereiten, sowie er

ihm auch die Zeit des Zweikampfes selbst genau angab. Darauf wechselten sie die Kleider und Dieterich führte den Freund in den Schlafsaal zur Herzogin, während er selbst an Engelhards Statt zurück ging, dem Wächter für seine Freundlichkeit dankte, sich auf Engelhards Roß setzte und davon ritt.

So blieb also Engelhard dort in der Burg zu Brabant zurück, und da seine Gestalt und sein Gesicht so ganz denen seines Freundes glichen, so war es kein Wunder, daß alle Leute und selbst die Gemahlin Dieterichs ihn für den wahren Herzog von Brabant hielten, dessen Rolle zu spielen er übernommen hatte. Und er spielte sie so, daß er des hohen Vertrauens, das der edle Freund in seine Treue gesetzt hatte, nimmer unwürdig befunden ward.

IX. Der Zweikampf und seine Folgen.

Inzwischen war den Leuten am Hofe des Königs von Dänemark die Zeit lang geworden, denn sie waren alle sehr gespannt auf den Ausgang des anberaumten Zweikampfes, und da Engelhard noch immer nicht wieder gekommen war, so wurden doch einige Stimmen laut, die da meinten, es stehe doch wohl nicht recht mit ihm und er habe durch die Flucht sich dem Gottesgericht entzogen. Am meisten und am lautesten prahlte Ritschier mit dieser Ansicht, und er lachte Alle aus, die noch auf sein Wiederkommen warteten.

Um so größer war die Freude derer, die dem guten Engelhard wohlwollten, als Dieterich zur rechten Stunde auf den Hof des Königs geritten kam, denn

sie hielten ihn alle ohne Ausnahme für Engelharden, wie er denn auch wirklich in keinem Stücke von ihm zu unterscheiden war.

„Seht," sprachen sie, „nun zeigt es sich wohl, daß Engelhard das getreuste Herz im Busen trägt. Wie schön hat er sein Wort gehalten und hat sich zur rechten Stunde wieder eingestellt, um des Königs Tochter von ihrer schmachvollen Noth zu erlösen oder selbst in den Tod zu gehen. Und er konnte doch in diesen sechs Wochen so leicht in alle Welt fliehen! Aber er ist da und bewährt es nun herrlich vor allen seinen Freunden und Feinden, daß die Blume seiner Ehre noch nicht welk geworden ist, sondern fort und fort blüht in voller Frische und Jugendschönheit!"

So standen Alle in dem Wahne, daß sie den rechten Engelhard vor sich hätten und konnten seines Lobes kein Ende finden.

Ritschier hatte sich schon völlig zu dem Kampfe bereitet und wartete ungeduldig der Stunde, die da entscheiden sollte zwischen ihm und dem Angeklagten. Schon war der Ring abgesteckt, schon waren rings im Kreise die harrenden Hofleute und Ritter versammelt, da erschien der milde Frute und ließ das Zeichen geben: die Schranken wurden geöffnet und hinein ritten die beiden Kämpfer in herrlicher Rüstung, im schwarzen Wappenkleide der Kläger, im hellstrahlenden weißen Gewande der Andere.

Sie maßen sich beide mit Blicken voll unverzagten Muthes, denn Ritschier war sich bewußt, daß er die Wahrheit gesagt hatte und Dieterich wußte sich unschul-

dig und war überdies noch gehoben durch das Gefühl, daß es des Freundes Leben und Ehre zu retten gelte.

Von solchem Sinne und Muthe getrieben spornten sie die Rosse, und rannten zum ernsten Stoße zusammen, daß der Staub aufwirbelte und die Funken stoben. Und es bedurfte gar wohl des Ernstes und kühnen Mannesmuthes! Lag doch Alles auf der Waage: Seele, Leib und Gut und Ehre! Das fühlten auch die Beiden, als sie zusammen rannten und führten ihren Stoß so gleichgemessen, daß sie beide den gleichen Preis behielten. Aber das war kein Kampf, bei dem es auf ein leichterworbenes Lob abgesehen war, es war ein Kampf um die Ehre, ein Kampf für Leben und Tod. Darum lenkten sie die Rosse zurück, um von Neuem zusammenzurennen, und sie thaten es mit einer Geschwindigkeit, daß die Welle, die der Sturmwind peitscht, nicht schneller an das Ufer schlagen kann, als sie damals zusammen rannten. Und sie hatten die Lanzen beide gut und sicher eingelegt und trafen jeder des Andern Schild so fest, daß die Schäfte mit lautem Krachen zerbrachen und die Splitter in die Luft flogen. Wenn dazumal über dem grünen Rasen eine Lerche sich aufgeschwungen hätte zum blauen Himmel und hätte ihre schönste Weise angestimmt zum Lobe des lieben Sommers, sie hätte umsonst gesungen, denn niemand hätte sie hören können vor dem furchtbaren Schall der treffenden Lanzen.

Sie aber, die unverzagten Streiter, griffen zu den Schwertern, als die Lanzen gebrochen waren, und sie thaten, gleichwie der Löwe thut, wenn ihn der

Hunger zwingt: so grimmig rangen die beiden nach dem Siege und stritten furchtbar mit einander. Mit hochgehobenem Schilde theilten sie die Schläge aus, die wie Hammerschläge auf dem Amboß klangen, und der feurige Schein sprühte unter dem scharfen Stahle aus Helm und Schildrand.

„Herr Gott!“ seufzte Mancher, der dem grimmen Kampfe zuschaute, „gieb dem treuen Engelhard den Sieg zum Gewinn!“

Aber noch wollte es sich nicht zeigen, auf wessen Seite das Recht wäre, noch schwankte des Sieges Wagschale herüber und hinüber unter den schallenden Schwertschlägen, mit denen sich die unermüdeten und noch unverwundeten Kämpfer auf dem Streitplane hin und her trieben.

Ritschier ergrimmte in seinem Innersten darüber, daß die Entscheidung sich so lange hinzöge. Konnte er nicht auf sein gutes Recht pochen und den Sieg für sich verlangen? Darum faßte er sein Schwert noch fester, denn zuvor, und zornglühend und mit schnellem Satze wie ein wildes Thier sprang er auf den Gegner los und schlug ihm durch Schildrand und Waffenrock so scharf und kräftig, daß der Feind strauchelte und eine schlimme Wunde in der Seite hatte.

„Daß ihr des Königs Ehre geschmäht habt, indem ihr seine Tochter sträflich umarmtet, das bewährt hier meine Hand, oder ich will zur Stelle den Tod erleiden.“

Also rief er mit wilder Stimme und holte zum zweiten Schlage aus, mit dem er dem Leben des ver=

haßten Engelhard ein Ende zu machen gedachte, aber es gerieth ihm nicht, wie er wünschte, denn Dieterich hatte sich schon wieder von seinem Schlage erholt und wehrte sich vor schlimmerem Schaden: er warf den Schild zurück, faßte das Schwert mit beiden Händen und kam dem Schlage Ritschiers so behend zuvor, und schlug ihm selbst mit einem so furchtbaren Schlage den Helm in das Gesicht, daß er nicht sehen konnte. Ritschier griff rasch mit der linken Hand nach dem Helme, um ihn wieder aufzurücken, aber die Stunde seines Unglücks war da, denn Dieterich nahm seinen Vortheil wahr und schlug ihm mit raschem Hiebe die Hand ab, bevor der Helm wieder zurecht gesetzt war. Und jetzt wäre Ritschiers Leben rettungslos dem Sieger verfallen gewesen, wenn nicht der König sich seines Neffen erbarmt und durch sein Machtwort die Kämpfenden geschieden hätte.

So nahm der Kampf ein Ende, Ritschier hatte die eine Hand eingebüßt und mußte als ungetreuer Feigling Schimpf und Schande dahin nehmen. Mit seinem Hasse hatte er Unglimpf und mit seinem Neide großen Schaden gekauft. Dieterich aber, der freudenreiche Mann, ward in Ehren befunden und sorgfältig gepflegt, bis seine Wunde geheilt war. Ihm ward da hohes Lob gegeben, wie es dem siegreichen Manne gebührte, und als nun die Zeit kam, daß er seine Kraft wieder gewann und völlig genesen war, da sprach der milde König Frute zu ihm:

„Engelhard, da du dich um meiner Tochter willen minniglich in den Tod gestellt und ihr reines

Leben aus schmachvoller Noth erlöset hast, und da du auch sonst ein guter und würdiger Ritter bist, so will ich dir zum Lohne mein liebes Töchterlein zum Weibe geben. Das soll dein Trost und Balsam sein für all den Kummer, den du in Folge der Verläumdung erlitten hast, und damit will ich selbst wieder gut machen, was ich an dir versehen habe."

Zugleich besandte er die Mannen und Fürsten seines Reiches und machte eine große Hochzeit und gab Dieterichen seine Tochter, die süße Engeltraut zum Weibe, und alle die zugegen waren, glaubten, daß Dieterich Engelhard wäre, und Engeltraut selbst hätte darauf geschworen, wenngleich sie sich darüber wunderte, daß ihr süßer Freund und Gatte mit seinen Küssen so geizig wäre.

Als aber die Hochzeit zu Ende war, machte sich Dieterich auf und nahm Abschied vom Könige und von Engeltraut, indem er vorgab, daß er eine Wallfahrt unternehmen wollte, um Gott für seine Hülfe zu danken. Er eilte aber mit frohem Muthe heim in sein Land Brabant, um dem Freunde die süße Mähr von seiner Rettung und von seinem Glücke zu bringen.

Als er vor dem Thore seiner Burg hielt, rief er den Wächter an und sprach: „Geh, und sage deinem Herrn, daß sein Geselle Engelhard abermals vor dem Thore halte und ihn zu sprechen wünsche."

Der Wächter zögerte nicht, die Botschaft seinem vermeintlichen Herrn zu bringen, der aber hatte sie kaum gehört, als er auch schon voll hoher Freuden an das Thor eilte und den theuren Freund empfing, wie

es sich gebührte. Was soll ich lange erzählen, wie sie mit einander redeten? Dieterich sagte dem Freunde, wie ihm Alles gelungen wäre, wie Rietschier die eine Hand verloren, und wie ihm Engeltraut an seiner Statt zum Weibe gegeben wäre. Darauf bat er ihn, in das Land Dänemark zurückzufahren und dort seines Glückes zu hüten.

Da sagte ihm Engelhard tausendfältigen Dank, zog sein Gewand wieder an, nahm herzlichen Abschied von dem treuen Freunde, bestieg sein Roß und ritt gen Dänemark.

Die Freude der süßen Engeltraut über den rückkehrenden Gemahl könnt ihr euch selbst denken, auch wird wohl Niemand daran zweifeln, daß die beiden von nun an in herzlicher Liebe glücklich und fröhlich lebten, und daß Nichts ihre Freude störte, bis daß der gute König Frute starb und durch seinen Tod Trauer in ihre Herzen legte.

X. Der Sünde Lohn.

Da nun Frute keinen männlichen Erben hatte, so fiel sein Reich und seine Macht an seinen Tochtermann, und so erwarb Engelhard die Krone und bestieg den Königsstuhl. Wohl ihm, daß er im ganzen Lande einen guten Namen hatte, denn sonst möchten ihm die Fürsten, Grafen und Dienstmannen wohl nicht so leicht zugefallen sein, als nun geschah.

So war Engelhard ein reicher und geehrter König, und um sein Glück ganz völlig zu machen, schenkte ihm sein liebes Weib im Laufe der Jahre auch zwei liebliche Kindlein, die seines Herzens ganze Wonne waren.

Auch vergaß Engelhard in seinem Glücke nicht seiner Blutsverwandten, sondern ließ seine Eltern und Geschwister nach Dänemark kommen und machte sie dort zu Herzögen und Grafen, und ihre dankbare Liebe war nicht die geringste unter den Steuern, die ihm zu seinem großen Glücke geboten wurden.

Aber wie? War denn dieses ganze Glück nicht auf einem faulen Lügengrunde auferbaut worden? Hatte nicht Engelhard sträflich gesündigt dadurch, daß er seinen Freund Dieterich an seiner Statt hatte kämpfen lassen? Und hatte nicht auch Dieterich gesündigt, indem er in die Lüge einwilligte? Und doch war Ritschier, der doch die Wahrheit behauptet hatte, unterlegen, doch hatte Dieterich gesiegt, und doch erfreute sich Engelhard eines Glückes, wie es unter Menschenkindern kaum erhört war! Hatte denn der liebe Gott sich wirklich ein X für ein U machen lassen?

Nur Geduld! Es wird sich schon zeigen, daß Gott sich nicht spotten läßt, daß jede Sünde ihren Straf- und Bußzoll verlangt.

Der erste, der das empfinden sollte, war nicht Engelhard, sondern Dieterich. Auch er hatte, als er von dem Zweikampfe heimgekehrt war, lange Zeit an der Seite seines lieben Weibes und im Besitze seiner Ehren und Würden sich eines ungetrübten Glückes erfreut, als plötzlich der Wetterschlag des Unheils auf ihn niederzuckte und seine strahlende Freude in trübes Leid verwandelte. Eine gräßliche Krankheit, die Miselsucht genannt, ergriff ihn und verunstaltete seinen schönen Leib dermaßen, daß alle Welt zurück schrak vor

dem Aussätzigen, den Gott gezeichnet zu haben schien. Das war ein Jammer, als sein blühendes Leben so plötzlich in Gift und Moder verkehrt war! Zwar suchte er sich im Anfang männlich gegen sein Mißgeschick zu wehren und zu trösten, aber als einer nach dem Andern von ihm wich, als seine besten Freunde seinen Anblick mieden, daß selbst sein geliebtes Weib unter heißen Thränen sich von ihm abwandte, und kein Arzt gefunden werden konnte, der ihm seinen siechen Leib heilte, da brach sein Muth zusammen und er hätte lieber im Grabe liegen mögen, als noch länger so entsetzliche Noth leiden. Und er that von sich alle Gewalt und Ehre und bat die Seinen, daß sie ihm an einsamer Stelle ein Haus bauen möchten, darin wollte er wohnen und hinfort Keinen mehr mit seinem gräßlichen Anblick beschweren.

Nun floß da bei seiner Burg ein reines Wasser, darin war nicht gar weit von der Burg eine Insel, mit Blumen und Kräutern anmuthig bewachsen und von Bäumen und allerhand blühendem Gesträuch aufs Lieblichste beschattet, darauf ließ die Herzogin unter bittern Thränen ihrem unglücklichen Gemahl nach seinem Wunsch ein Haus bauen, daß er darin wohnen möchte, und ließ es also einrichten, daß er Alles fände, was er zum Leben nöthig hätte.

Dorthin zog sich nun der arme Dieterich zurück. Es zuckte wohl ein verlorener Strahl der Freude über sein krankes Antlitz, als er sah, wie Alles so schön und lieblich in seiner neuen Einsiedelei sei, und als er an der Einrichtung des Hauses die sorgende Liebe

seines Weibes erkannte — aber was half ihm alle die Lieblichkeit und Schönheit seines Aufenthalts? Hätte man ihn in ein Paradies gesetzt, er wäre darum doch nicht froh geworden, und sein Seufzen wäre nicht gemindert. Denn alle Pracht und Herrlichkeit hätte ihn doch nicht vergessen machen können, daß er zuvor so schön in hoher Wonne schwebte und ein glänzender Blüthenschein seines Geschlechtes war, daß sein Lob zuvor wie ein heller Edelstein leuchtete und nun wie ein trübes Glas verdorben und verblichen war.

Als er nun schon geraume Zeit dort auf dem Eilande sein sieches Leben gefristet hatte, kam es dereinst, daß der Ungesunde auf einem Plane der Insel sich zu einem schönen Brunnen ergehen wollte. Er that, wie die Siechen zu thun pflegen, die sich nach sanfter Luft sehnen und süße Augenweide suchen, ob sie ihnen vielleicht Linderung und Besserung gewähre. Als er nun zu dem kühlen Brunnen geschlichen kam, stand darüber ein Wald von schönen Bäumen, der lichte, süße Mai war gekommen und hatte den Brunnen mit grünen Aesten beschattet, und aus dem grünen Laube glänzten die schneeweißen Blüthen des Frühlings. In Laub und Blüthen lieblich versteckt saßen aber die Vöglein des Waldes und ließen ihre neue Sommerweise erklingen und begannen in ihren Liedern anmuthig zu wetteifern mit dem Rauschen und Klingen des kühlen Brunnens, dessen klares Wasser durch grünen Rasen und rothe Blumen dahinrieselte.

Der jammerhafte Dieterich stützte sich auf den Ellenbogen an dem Brunnen und barg sich im Schatten

vor der Sonne. Wasser, Blumen und Gras sah er mit vollen Augen an und begann der Freuden zu gedenken, die der Mai dem Menschen giebt.

„Ach," sprach er, „schöne Sommerzeit, wie kannst du doch dem Gesunden den Muth und das Leben erhöhen! Ach, daß du auch mir mit deinen wonniglichen Tagen die Freude wiedergeben könntest! Aber ich bin von meiner Krankheit so geschlagen, daß deine süße Kunst mich nicht mehr erfreuen kann, mir ist die Sorge zu Theil geworden und das zehrende Leid, darin ich hoffnungslos begraben liegen muß. Herr Gott, warum ist deine Ungnade so grimmiglich auf mich gefallen? Oder was habe ich gegen dich, mein Herr und Heiland Jesus Christ, gefrevelt, daß ich deinen bittern Zorn so lange verdienet hätte? Warum habe ich so ganz verlieren müssen Alles, was mein war: Land und Leute, Gut und Gesundheit, Verwandte, Freunde und Weib und alle meine Seligkeit? Daß mich die Erde noch so lange trägt, das ist meine größte Klage, da mein armes Leben doch einmal unnütz geworden ist. Ach schnöde Welt, wie bist du voll Unbestands! Niemand möge dir trauen, denn dein Lohn ist schlecht; nach Liebe giebst du viel Leides, das hast du mir wohl bewähret; ich habe dir lange gedienet, darum ist mir nun dies arme Leben zu Theil geworden, darin ich nimmermehr genese. Recht wie ein wilder Donnerschlag hat mich der Schauer der Sorgen getroffen, und mein Jammer ist größer, als irgend eines auf Erden. Wehe, daß mich die Sonne noch mit ihrem Glanze beleuchtet; wehe, daß mich der

Abgrund nicht verschlingt! Fürchtete ich nicht die Sünde vor Gott, so thäte ich mir selbst den Tod an und machte diesem elenden Leben ein Ende, das mir selbst zur Plage und der Welt zum Abscheu ist."

So klagte Dieterich in seinem Jammer, und die lange Klage hatte seine Kräfte so sehr erschöpft, daß er selbst ohnmächtig in den Rasen sank und in einen tiefen Schlaf fiel.

XI. Der Traum.

Seine Klage war vor Gottes Thron gedrungen und der Allgütige erbarmte sich seines Leides und wollte ein Wunder an ihm geschehen lassen, da er genug gebüßt hatte und um seiner Treue willen ein besseres Loos verdiente. Darum sandte der Herr einen Boten vom Himmel, der dem Schlafenden im Traume seinen Willen melden sollte.

Und Dieterich träumte süß und lieblich, und es war ihm, als könnte er wieder Freude haben an der schönen Maiwonne, und er hörte im Traume die Stimme eines Engels, der sprach zu ihm: „Dieterich, du sollst genesen. Der Allgütige hat deine große Treue angesehen und will dich nicht länger büßen lassen für die Schuld, die du begangen hast, als du in die Lüge willigtest und für deinen Freund den Zweikampf bestandest. Darum mache dich auf und fahre nach Dänemark, denn dort sollst du gesund werden. Engelhard war von je bereit, dir deine Treue zu lohnen, darum will Gott, der auch von ihm Buße für seine Schuld will, daß er das Blut seiner Kinder

für dich vergießt. Denn du kannst nicht genesen, wenn nicht das Leben zweier Kinder für dich geopfert wird; wirst du aber in ihrem rothen Blute gebadet, so gesundest du zur Stelle, und die Miselsucht weicht von dir. Eine andre Rettung giebt es nicht. Darum reise baldigst zu deinem Freunde und thue, wie dir der Herr geboten hat."

Hiermit schied der Engel und kehrte wieder zu Gottes Himmelsthrone zurück.

Dieterich aber erwachte und sann über den wundersamen Traum nach, den er so eben gehabt hatte, und jemehr er darüber nachdachte, desto trauriger ward sein Herz. „O Gott!" sprach er, „was mag doch dieser Traum bedeuten? Wer hat mich unter diesem Baum in Schlaf gebracht? Hätte ich mich doch nicht von meiner Trägheit besiegen lassen! Denn ich sehe wohl, daß Gott mir nicht gnädig ist, da er mir so üppige Träume sendet. Wahrlich! das Unheil führte mich an seinem Zaume, wenn ich nach Dänemark fahren und von Engelhard verlangen wollte, daß er das Blut seiner Kinder für mich vergösse. Niemand auf Erden löst mich mit der Frucht seines Leibes aus meiner Miselsucht und großen Plage. Aber gesetzt auch, seine treue Freundschaft wäre so groß, daß er selbst das Blut seiner Kindlein nicht schonte, wenn er mich dadurch erretten könnte, so will ich doch lieber meine lästerliche Noth ferner dulden und tragen, als zugeben, daß so unschuldiges Blut um meinetwillen vergossen wird. Wäre es nicht scheußlicher Verrath an dem treuen Freunde, wenn ich mein Leben mit dem Blute seiner

Kinder fristen wollte? Nein, lieber möge Gott mir den Tod geben, als daß ich den guten, treuen Engelhard so kränke und so ungetreu an ihm handle. Und wenn es wirklich so ist, daß gegen meine Krankheit keine Arzenei vorhanden ist, als das Blut seiner Kinder, so muß ich auch fort und fort ungesund bleiben."

Hiermit ging der sieche Mann wieder heim in sein Haus und war unglücklicher denn zuvor. Zu einer Arzenei hatte er keine Zuversicht mehr und das Mittel, welches der Traum ihm gerathen hatte, wollte er nicht. So blieb ihm in seiner Qual nichts übrig, als Gott inbrünstig zu flehen, daß er durch den Tod seinem Leiden ein baldiges Ende mache. Aber der Tod kam nicht und sein Jammer nahm eher zu als ab. Bis dahin hatte er noch immer eine Art Zusammenhang mit der Welt gehabt und es hatte nie an Zeichen und Beweisen gefehlt, daß man sich seiner noch in Liebe erinnere: es waren treue Diener regelmäßig gekommen, um nach ihm zu sehen und seine Speise war ihm täglich gebracht. Aber das hörte nun auch auf, die Diener kamen immer seltener und blieben zuletzt ganz aus und seine Speise wurde unregelmäßig und schlecht besorgt. Es ging eben mit ihm, wie es so oft mit den Kranken ergeht. Im Anfang, wenn das Uebel noch neu ist, pflegt das Mitleid groß und die Liebe noch warm zu sein, aber je länger das Leiden dauert, desto gleichgültiger werden die Menschen.

Dem armen Dieterich aber schnitt diese Wahrnehmung tiefer ins Herz, als alle seine früheren Leiden, und er fühlte sich so gottverlassen und elend, daß er sich stärker als jemals aus seiner Noth heraussehnte. Am meisten quälte ihn der Gedanke, daß er in seinem eigenen Lande, so nahe bei den Seinen, dies schmachvolle Leben führen sollte, und es dünkte ihn, daß er sein Leid in der Fremde leichter tragen würde, als daheim. Dabei fiel ihm ein, daß es doch das Gera=

thenste sein möchte, nach Dänemark zu seinem Engelhard zu fahren, nicht, um das blutige Gebot des Traumes zu erfüllen, o nein, seine Seele entsetzte sich jetzt wie früher vor dem Gedanken daran, sondern weil er glaubte, Niemand in der Welt würde ihn besser pflegen und pflegen lassen, als sein treuer Freund Engelhard.

„Wenn ich nirgend Treue finde," dachte er, „so zweifle ich doch daran nicht, daß mein Freund sich meiner in meinem Unglück erbarmt und mir die alte Treue bewahret hat. Sein Leben ist immer so getreu und tugendhaft gewesen, daß er mir gewiß auch jetzt das Beste thun wird. Er wird dort in der Nähe der Burg ein Häuslein bauen lassen, darin ich wohnen kann, so lange ich lebe, und er wird mir Speise und Alles, was mir nöthig ist, geben, denn er wird an die Zeit gedenken, da ich in Treuen sein Geselle war und ihn in meinem Herzen zum Freunde auserkor."

Mit solchen und ähnlichen Gedanken ward der Entschluß in ihm reif, nach Dänemark zu fahren. Da ging er an das Ufer seiner Insel und fand einen Schiffer, der ihn auf seinen Kahn nahm und an das Meer brachte, und über das Meer trug ein Schiff den kranken Mann an die Burg Engelhards, des Königs von Dänemark.

XII. Die Heilung und Gottes Gnadenwunder.

Wie erschrak Engelhard, als ein Bote ihm meldete, daß sein Freund Dieterich mit jämmerlicher Krankheit behaftet sei und seine Gnade suche. Eiligst ging er von seinem Palast hinunter an das Schiff, worin der Sieche lag, und als er seinen trauten Gesellen so entkräftet und entstellt fand, da zerriß er vor Schmerz sein königliches Gewand und weinte laut auf über das Unglück des theuren Freundes. „Wehe!" sprach

er, „daß ich dich in so grimmiger Noth sehen muß, mein trauter Geselle! Wehe, daß du für deine hohe Treue so großen Jammer erleiden mußt! Wie konnte Gott so kleine Schuld so bitter an dir rächen? Ach! lieber Freund, wie hast du deine lichte Farbe verloren? Du warst doch immer ein Spiegel und eine Blume der Schönheit, und nun liegt vom bösen Siechthum alle deine hohe Kraft und Schönheit darnieder. O daß ich doch an deiner Statt das herbe Leid auf mich nehmen und dir deine Gesundheit wieder geben könnte!“

Also klagte der König Engelhard und ließ sich durch das abschreckende Aeußere des Freundes nicht abhalten, ihn zu umarmen und seine Wangen mit Thränen zu benetzen. Dann fuhr er fort:

„Lieber Freund, obgleich dein Unglück mir von ganzem Herzen weh thut, so will ich mich doch deiner Ankunft freuen, und da mir nun die Seligkeit widerfahren ist, daß du zu meinem Hause gekommen bist, so mahne und bitte ich dich, trauter Geselle, daß du dich bei mir niederlassest und nicht wieder von mir gehest bis an das Ende deines Lebens. Gern und williglich thu ich dir zu Liebe, was in meinen Kräften steht und verschaffe dir, daran wolle nicht zweifeln, alle Gemächlichkeit, die du nur wünschest.“

Ihm antwortete der Sieche: „Gott lohne es dir, lieber Geselle. Ich will es glauben, daß du mich nicht unterweges lassen wirst. Auch habe ich alle meine Hoffnung, mein Heil und mein Glück auf dich gesetzt, und niemals bedurfte ich deiner Hülfe so dringend, als jetzt. Weib, Freunde, Verwandte und Dienstmannen, die haben mich alle verlassen, darum suche ich nun Treue bei dir, auf den ich mich immer verlassen konnte. Erbarme dich meines Leides, gönne mir um meiner Krankheit willen, mir ein Häuslein zu bauen nahe bei deiner Burg und laß mich darin wohnen bis an mein

Ende. Theile dein Brot mit mir, bis Gott mich abruft. Eh daß ich Schmach und Spott bei den Meinen dulde, lieber will ich bei dir die Zeit meines Lebens weilen und will es dir in Ewigkeit danken, wenn du die Gnade an mir begehst, mich bei dir leben und sterben zu lassen."

Da sagte Engelhard: „Ach lieber Freund, wie redest du so? Leib und Gut und Alles, was ich habe, das soll dir unterthan werden gleich mir. Ein Haus will ich dir bauen lassen, darin du schön und nach Wunsche gepflegt werden sollst, und ich selbst will dir mit ganzer Treue zur Seite gehen, so lange als du lebst."

Darnach ließ ihn der König mit hoher Klage aus dem Schiffe führen. Als sie aber vor die Burg gekommen waren, fiel der Sieche vor Mattigkeit nieder, und an dieser Stelle ließ ihm Engelhard ein Haus bauen und aufs Schönste und Beste einrichten und ausstatten und brachte den kranken Freund hinein und ließ ihn also verpflegen, daß einem Kranken niemals schöner gebettet worden ist. Auch hielt Engelhard Wort und kam täglich zu dem Aussätzigen, um nachzusehen, ob er auch die rechte Pflege hätte, und ließ ihn waschen und baden, und sprach und klagte mit dem Klagenden und suchte ihn durch milde Freundesrede in seinem Unglück zu trösten, so gut er es vermochte.

So saß er auch eines Tages bei ihm, und als sie Mancherlei geredet hatten, sagte er: „Sag an, lieber Geselle, wie konnte sich das fügen, da doch dein junges Leben so viel Reichthum und Würdigkeit besaß, daß du in dieser deiner Krankheit keinen Arzt und keine Arzenei suchtest? Du hättest bei Zeiten dazu thun sollen, denn wer nicht die Krankheit jagt, so lange sie noch jung ist, sondern sie veralten läßt, der bleibt Zeit Lebens damit behaftet. So ist es vielleicht auch dir ergangen und wärest wohl schon längst geheilt,

wenn du dich zur rechten Zeit nach der rechten Arzenei umgesehen hättest.“

„Lieber Freund,“ antwortete Dieterich, „wenn es irgend eine Arzenei gegen meine Krankheit gäbe, so wäre ich schon lange wieder gesund und fröhlich, denn glaube nicht, daß ich mich gegen den Arzt gesperrt habe. Ich habe versucht, was sich versuchen läßt und habe nichts gespart, um die rechte Arzenei zu finden. Aber leider kann mich kein Arzt von meinen Leiden erlösen, als der Tod, denn das einzige Mittel, was mir Heilung bringen könnte, bei Gott! das ist mir unbescheert und soll mir immer und ewig fremd bleiben.“

An diesen Worten merkte Engelhard, daß es doch etwas gäbe, das ihm Rettung und Gesundheit bringen könnte. Darum sprach er: „Ach, Trautgeselle, giebt es irgend etwas auf der Welt, das dich von deinen Leiden erlösen kann, und wenn es möglich ist, daß es jemand finden und gewinnen kann, so sprich und sage es mir, auf daß ich dir die Heilung erwerben möge, denn wahrlich, wenn es auch mein eigenes Leben gelten sollte, so will ich lieber sterben, als daß ich dich so elend leben sehen soll.“

„Nein,“ sagte der Andere, „die Heilung meiner Noth kann nicht gefunden werden. Denn was mir nützen und helfen könnte, das könnte und möchte ich um keinen Preis erwerben, und ich möchte lieber sterben, als von seiner Hülfe Gebrauch machen. Der allmächtige Gott wolle verhüten, daß mir jemals jenes Mittel meiner Heilung gegeben werde!“

„Nein, süßer Freund,“ sprach Engelhard, „nun sage mir doch, wie die Sache genannt ist, die dir helfen kann, und offenbare mir die Arzenei, auf die du deine Hoffnung gesetzt hast.“

„Geselle, ich thu' es nicht, eher möge ich Leben und Sinn verlieren, eh das Ding geschieht, daß ich dir jenes Mittel offenbare.“

„Bei meiner Freundschaft beschwöre ich dich, mir nicht zu verschweigen, was dich von deinem gräßlichen Kummer befreien kann."

„Erlaß es mir, ich bitte dich bei deiner königlichen Gesinnung darum."

„Nein, ich kann es dir nicht erlassen. Gedenke daran, mein theurer Freund, daß ich dir niemals eine Bitte versagt habe, und ehre mich und meine Treue dadurch, daß du mir sagst, was dich heilen und retten kann. Willst du es aber nicht thun, so muß ich dir mit blutendem Herzen sagen, daß wir von Stund an geschieden sind."

Mit diesen Worten war der kranke Freund überstritten und sein getreuer Widerstand besiegt. Und indem ihm die heißen Thränen in die Augen traten, sprach er: „Es ist wahr, herzlieber Mann, daß ich dir keine Bitte versagen darf, und wie nahe es mir auch zu Herzen geht, so will ich dir doch offenbaren, was ich so gern vor dir verschwiegen hätte. Als ich noch daheim auf meiner Insel hauste, entschlief ich an einem lichten Sommertage unter einem Baum, nachdem ich mich müde und matt geklagt hatte. Da erschien mir im Traume ein wonniglicher Engel, der verkündete mir, daß ich geheilt werden könnte durch das unschuldige Blut deiner Kinder, die Gott immerdar vor solchem Schaden behüten und bewahren wolle. Er sagte mir: wenn ich mich nur einmal in ihrem Blute baden könnte, so würde zur Stelle die Miselsucht von mir weichen; meine Klage wäre vor Gottes Angesicht gedrungen, und darum wollte er mir seine Hülfe und Gnade gewähren. Du aber würdest deine Kindlein williglich für mich in den Tod geben, auf daß ich durch ihr rothes Blut gesunden möchte; denn du wärest ein Demant der Treue, und würdest selbst die Frucht deines Leibes nicht schonen, um mein Leben zu retten. Also redete der Engel des Herrn im Traum

zu mir. Ich aber erwachte und erschrak über den Traum, den ich gehabt hatte, und es däuchte mir unmöglich, daß Jemand in der Welt lebte, der um meinetwillen das Blut seiner eigenen Kinder vergösse. Und ich suchte den Traum zu vergessen und ging mit Jammer und Sorgen wieder in mein Haus und beschloß keinem Menschen ein Wort davon zu sagen. Und wahrlich! hättest du mich nicht so sehr darum gebeten, so hätte ich mein Geheimniß mit ins Grab genommen. Da es dir aber nun gesagt ist, so gedenke nicht, daß ich dich um die Erfüllung des schrecklichen Traumes ersucht habe, denn lieber wollte ich doch in der Hölle baden, als daß ich deinen Kindlein einen Schaden an ihrem Leben wünschte; und wenn du auch willig und gern das Blut deiner Kindlein mir opfern wolltest, so wollte ich mich doch lieber in tausend Stücke schneiden lassen, als solche Unnatur von dir annehmen. Warum sollte das unschuldige Blut dafür büßen, daß Gott seinen Zorn auf meinen unwürdigen Leib gelegt hat? Nein, ich will in meinem Elend verharren, und wenn Gott nicht sonst ein Wunder an mir thun will, so möge ich bis an mein Ende siech und krank bleiben. Muß ich doch schon dankbar sein, lieber Freund, daß ich dich so treu gefunden habe, daß du mich so schön und reichlich pflegen lässest, und daß du meinen Anblick nicht verschmähest, sondern mir deine Gesellschaft gönnst und mich mit milder Freundesrede tröstest in meinem Unglück. Möge Gott dir's ewiglich danken, was du an mir gethan hast und noch thust. Und nun laß uns hiervon schweigen, lieber Freund, und nimmer wieder von so unheimlichen Dingen reden."

Engelhard bejahte das und versprach dem Freunde, den Traum zu vergessen. Aber das war leichter gesagt, als gethan, denn er mußte ja doch unaufhörlich an Dieterichs Schmerzen denken. Darum sprach er heimlich bei sich: „Gott, mein Herr und Vater, was soll

ich thun oder lassen in dieser Sache? Laß ich den hier verderben, der sein Leben für mich in den Tod geboten hat, so handle ich treulos und muß mich mein Leben lang im tiefsten Herzen schämen. Wenn es möglich ist, daß er durch meine Hülfe geheilt wird und ich gewähre ihm diese Hülfe nicht, so bin ich unwürdig aller Freundschaft, die er mir je erwiesen hat; andrerseits ist es jedoch ein herzbrechend Ding, daß ich meine eignen lieben Kindlein tödten soll. Und so liegt mein Herz in den Banden der Sorge und dieses Doppelleides verstrickt. Und dennoch muß ich mich entschließen, ja im Herzen habe ich mich schon entschlossen, nur daß der Mund noch zögert, den Entschluß auszusprechen: eh daß der getreue Freund sein Leben lang in dieser Noth bleibe, eher müssen meine Kinder beide den Tod erkiesen. Lebt doch ihre Seele bei Gott, wenn sie auch des Leibes Leben verlieren, und indem sie mir den Freund von seiner bösen Sucht heilen, erretten sie mit ihrem Blute auch sich selbst vor allem Bösen dieser Welt. Wohl werde ich um ihr süßes junges Leben klagen und trauern, aber mich wird der Gedanke trösten, daß Gott selbst seinen Engel gesandt hat, um sie als Opfer zu fordern, als Sühnopfer — ja jetzt ist mir Alles klar! für meine eigene Schuld, die ich beging, als ich den Freund für mich in die Schranken treten ließ. Gewiß, Gott will mich prüfen, ob ich so treuer Freundschaft fähig bin, daß ich mein Liebstes dahingeben kann für den kranken Freund, und ich gedenke die Probe zu bestehen."

Also beschloß der getreue Engelhard, das Blut seiner Kinder für das Leben des Freundes zu opfern, und es war ihm, als ob der Geist Gottes ihn umwehte und seinen Muth wunderbar stärkte und höbe, denn er fühlte, daß er ohne Gottes Beistand nicht die Kraft haben könnte, einen so blutigen Beschluß wider sein eigenes Fleisch zu fassen. Er hatte aber die Ab-

sicht, den Mord heimlich auszuführen, damit er nicht vor den Leuten bekannt würde; Gott allein, der dieses Opfer von ihm gefordert hatte, sollte sein Zeuge sein.

Als daher die Königin in die Messe gegangen war, und die Kindlein beide allein in ihrem Bette schliefen, trat Engelhard heimlich an sie heran. Wohl füllten sich des Vaters Augen mit heißen Thränen und sein Herz zitterte vor dem Gedanken, die süßen Kindlein zu erschlagen; es wäre ihm leichter geworden, zwei starke Riesen zu überwinden, als die kleinen Kindlein. Aber wie sehr auch die Natur in ihm sich regte und gegen seinen Willen rang: der Geist der Freundschaft und der Gottesmuth der Treue waren stärker, und er faßte sein Schwert, hieb den Kindern die Häupte ab und fing das Blut in zwei schönen Becken auf. Dann verhüllte er die todten Kinder mit einer Decke und eilte mit dem Blute heimlich in das Haus Dieterichs.

Da entsetzte sich der sieche Mann und fiel vor Schrecken in Ohnmacht, daß er für todt da lag und kaum wieder zu sich kommen konnte. Als er aber wieder bei Sinnen war, jammerte und seufzte er über die gräßliche That, die Engelhard an seinen Kindern begangen hatte, und er schauderte vor dem Gedanken, daß dieser ungeheure Frevel wider die Natur durch ein bloßes Traumbild veranlaßt sei, so daß man noch gar nicht wissen könnte, ob das schreckliche Mittel in Wahrheit heilsam sei oder nicht.

Engelhard aber tröstete den jammernden Freund, und der Geist Gottes, der ihn getrieben hatte, stärkte ihn so sehr, daß er ruhig blieb und mit verklärtem Antlitz den Freund entkleidete und in die Wanne setzte und ihn mit dem theuren Blute seiner Kindlein wusch.

Und zur Stunde fiel der Aussatz wie Schuppen von dem Leibe Dieterichs, und er ward gesund und schön, wie er zuvor gewesen war. Da umarmten sich

die beiden Freunde, und priesen Gott und weinten, beides vor Freude und vor Schmerz.

Engelhard ging wieder auf seinen Palast, und da auch die Königin aus der Messe zurückgekehrt war, so fragte er nach seinen Kindern, gleich als wüßte er nicht, daß sie beide durch seine Hand getödtet wären, und er befahl, sie zu ihm zu bringen.

Da ging die Amme schnell hin und wollte sie wecken.

Und nun höret das Wunder, das der allbarmherzige Gott um der großen Freundestreue willen an den unschuldigen Kindlein gewirket hatte: die Amme fand sie beide lebend und mit fröhlichen Kindesmienen auf dem Bette sitzen, um den Hals aber, da wo des Vaters Schwertschlag sie getroffen hatte, war ihnen ein feiner rother Strich wie ein Seidenfaden gelegt.

Die Amme nahm sie und führte sie in den Saal zu ihrem Vater, der mit klopfendem Herzen der Enthüllung des schrecklichen Geheimnisses entgegenharrte. Wie erschrack er vor Freude, als er die lieben Kindlein lebendig vor sich sah! wie demüthigte er sich vor Gott, als er das Zeichen bemerkte, das sein heiliger Finger an den Hals der Kleinen gelegt hatte! wie pries er seine barmherzige Güte, die nur das Opfer des Herzens und nicht zugleich des Lebens und Blutes gewollt hatte! Und er zog die Kindlein zu sich auf den Schooß und herzte und küßte sie unter heißen Thränen des Dankes, der Demuth und der Freude. Dann aber machte er sich auf und eilte zu Dieterich, um auch ihm das Wunder mitzutheilen, das Gott an seinen Kindern hatte geschehen lassen.

Da ward Dieterich froh und es dünkete ihn, als ob er nun erst in Wahrheit gesund geworden wäre, und beide erhoben ihre Stimme und priesen Gott für seine große Güte und Barmherzigkeit, die er an

ihnen erzeiget hatte. Und so thaten Alle, denen man von dem Wunder sagte.

Darnach aber, als Dieterich noch einige Tage bei Engelhard und seinem trauten Weibe verweilt war, machte er sich auf, um wieder nach Brabant zurückzukehren. Die Gnade Gottes, die ihm wiederfahren war, hatte ihn mild und versöhnlich gemacht, daß er alles Leid, was ihm daheim von den Seinen angethan war, vergaß; und er that Recht daran, denn er wurde mit offnen Armen empfangen und lebte bis an sein Ende glücklich und in hohen Ehren, gleichwie auch Engelhard mit seinem lieben Weibe dort in Dänemark ein gottseliges, freuden- und ehrenreiches Leben führte, bis der Herr ihn heimrief in sein ewiges Himmelreich.

Halle,
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.

Osterwald, Wilhelm, 1820-1887 / Osterwald, Wilhelm / Immig, Julius

Erzählungen aus der alten deutschen Welt für Jung und Alt

Bd.: 4

Halle 1861